

15 Jg

Nr. 11



„Eisab-Land“
Lothringer
Heimat

137

1

9

3

5

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland \diamond Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das beste vom besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“ -
„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,
Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr

Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Tél: 882

A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Camille Schneider

Der Weihnachtsbaum und seine Heimat, das Elsass.

Mit 3 Bildbeilagen. Billige Neu-Ausgabe

«Dies Büchlein möchte man am liebsten recht ausführlich zur Weihnachtszeit besprechen. Schon das Inhaltsverzeichnis kann einen Eindruck vermitteln von dem innern Reichtum, der äusseren Reichhaltigkeit, die es bietet: 1. Die Geschichte des Weihnachtsfestes und die Legende vom Lebensbaum. 2. Der Weihnachtsbaum als Lichtsymbol. 3. Der geschichtliche Boden im Elsass vor der Zeit des ersten Weihnachtsbaumes. 4. Der erste Weihnachtsbaum in Strassburg. 5. Der Weihnachtsbaum hat Lichter. 6. Die rasche Verbreitung des Weihnachtsbaumes durch die Literatur.... Befruchtet durch anthroposophische Geisteswissenschaft, fussend auf zahlreichen ausführlichen Darstellungen Dr. Rudolf Steiners, wird uns viel Feines erzählt über den Sinn mancher vertrauter Weihnachtsgebräuche.... Gerade heute erfüllt ein solches Büchlein durch Liebe- und Weisheitsgetragene Erkenntniswiedergeburt einen warm zu begrüssenden Dienst. Viel Freude werden die Bildbeilagen bereiten...»

Leinenbd. (bister RM 3,50) jetzt RM 2,25 = Fr. 2,80

Rudolf Geering, Verlag in Basel (Schweiz)

Eifel-Land Rothvinger Heimat

15. Jahrg.

NOVEMBER 1935

11. Heft

Der Hof des Friedens

Von Ernest Schmitt, Schönau

Man findet ihn an allen Orten, im kleinsten und unscheinbarsten Dorf so gut wie in der grossen, volkreichen Stadt. Es ist die Ruhestätte der Toten neben der Wohnstätte der Lebendigen. In alter Zeit brachten auch die Filialgemeinden ihre Toten zur Muttergemeinde. Dort wurden sie unmittelbar um die Kirche herum begraben, es waren Kirchhöfe. So heissen die Ruhestätten auch heute noch, selbst wenn die Toten fern vom Gotteshaus liegen. Das ist meist in den Städten der Fall, oftmals auch auf dem Lande, wo sie oft am sonnigen Rain zwischen fruchttragenden Feldern und Fluren liegen. Eines aber ist ihnen überall in gleicher Weise eigen: die Ruhe und Stille, die man sonst nur in den Kirchenhallen trifft, wo ein Gewaltiger und Mächtiger unsichtbar thront.

Am stimmungsvollsten sind die Dorffriedhöfe, die vom trauten Dorfkirchlein beschattet werden, wo die Toten im Bereiche des Gotteshauses, von dem das ewige Leben ausgeht, geborgen sind wie die Küchlein von der Henne. Leiser wird die Stimme der Kirchgänger, die über diese Kirchhöfe allsonntäglich wandeln und die Gräber ihrer lieben Toten besuchen, gewiss eine gute Vor- und Nachbereitung für den Gottesdienst. Da ruhen im Hofe der Toten, im Hofe des Friedens alle, die im Dorf einst mit den Dorfgenossern zusammenarbeiteten, weinten und lachten. Hier ruhen sie, bis der Morgen der Ewigkeit anbricht.

In diesen Höfen des Friedens muss ein Starker und Gefürchteter herrschen, einer, dem nichts heilig ist auf dieser Erde, der keinen Unterschied kennt zwischen reich und arm, zwischen jung und alt, der grausam und verächtlich lächelt über die Liebe, das Kostbarste und Teuerste im menschlichen Leben. Da ist ein ganz Starker, ein Unerbittlicher und Unbestechlicher daheim, hier ist das Feld des Todes. Neben dem Dorf der Lebendigen das Dorf der Toten. Und doch nennt man diese

Stätte mit verhaltener, weicher Stimme: Gottesacker, Lichtgarten, Friedhof!

Friedhof? Ist das nicht widersinnig? Nein, durchaus nicht. Wenn auch der Tod unsagbares Leid in die Familien schleudert und kaltherzig und grausam innig geschlungene Bande der Liebe zerreisst, — hier auf dem kleinen Fleckchen Erde, wo er alle seine Opfer sammelt, verstummen allmählich alle überlauten Klagen. Die leidenschaftlichen Schmerzensausbrüche verebben in einem leisen, verhaltenen Seufzen und Wimmern. Die Zeit hilft mit, dem Ort des Leides den Mantel der schweigenden Majestät des Todes umzuhängen. Es ist nicht die Weltabgeschiedenheit des Kirchhofes, die ihm den Stempel einer abgeklärten Ruhe aufdrückt, nein, nur die Achtung vor dem unbegreiflichen Walten eines geheimnisvollen Geschickes kann das hervorbringen und den Gottesacker, die Ruhestätte der Toten, zu einem wirklichen Hof des Friedens machen.

Ich bin so gern dort an dem stillen Ort. Ich weiss kein Plätzchen auf der weiten Welt, wo die Seele einen solch warmen Abglanz von einem heiligen Frieden empfangen könnte. An dieser Stätte ist gut sitzen im Frühling, wenn der Mai seine gewaltige Predigt hält von dem Sieg des Lebens über den Tod, auch im Sommer, wenn die blühenden Friedhoflinden mit dem süssen, geheimnisvollen Bienengesumm die Gnadenfülle des Himmels ahnen lassen, und schliesslich auch im Herbst, der uns mahnt, Frucht zu bringen in des Lebens Vergänglichkeit, ehe es Winter wird. Wie sich die blumengeschmückten Hügel doch so sanft über den Gräbern wölben! Ich habe immer das Empfinden, als könnte diese Erde nicht schwer sein; es ist ja Heimat Erde. Und die drückt niemals die Kinder, die sie lieben. Ein einziger Blick umfasst viele geliebte Gräber. Erinnerung kommt auf leisen Sohlen und erzählt vom Glück vergangener Tage, von



Vater und Mutter, von teuren Jugendgespielen und lieben Freunden, mit zarter Stimme mahnt sie zur Dankbarkeit und Treue.

Die Regelmässigkeit der Gräberreihen wirkt gar nicht ermüdend. Man denkt an alle dort Ruhenden, stellt sich vor, wie sie aussehen würden, wenn sie lebend nebeneinander stünden in Freundschaft und Ruhe, sie, die einst sich vielleicht nicht so gut vertragen konnten, sich kritisierten, mit entgegengesetzten Meinungen aufeinanderprallten im Hasten und Jagen des irdischen Lebens. Hier sind sie alle gleich im Tode, alle Wünsche und Hoffnungen sind untergegangen im unendlichen Schweigen. Wenn doch die unruhige Welt ein wenig von der Verträglichkeit auf dem Hof des Friedens lernen wollte! Leise flüstere ich den Wunsch, und die Blumen ringsum nicken eifrig mit dem Köpfchen.

Viele grosse und kleine überdachte Kreuze wachsen aus dem Blütenflor heraus und weisen wie Pfeile zum Himmel hinauf. Sie sind ein untrügliches Siegel für den Glauben der unter ihnen Schlafenden. Still deuten die Kreuze hinauf in die ewigen Fernen, wo einer wohnt, der all die geheimen Wege kennt, die diese Menschen gewandelt sind. Und dieser Eine ist barmherzig, unendlich barmherzig und verstehend zugleich und still. Nur ein schmerzliches Lächeln liegt dort auf seinem Dulderantlitz am Friedhofskreuz, von dem er auf das Feld des Todes herabsieht. Er weiss wohl, dass sein quälendes Sterben bei vielen nutzlos war;

aber er schweigt. Der Galliläer hat doch gesiegt. An seinem Kreuzesstamm zerschellte die Macht des Todes. Er braucht sie nicht laut zu verkünden; die Sprache des Kreuzes ist eindrucksvoll genug, und hier auf dem Hof des Friedens doppelt gewaltig und mächtig.

Ich konnte noch nie vom Friedhof scheiden, ohne einen Blick zur Selbstmörderecke hinüberzuwerfen. Keine Blume blüht dort, kein Kreuz krönt die Hügel, nur Brennnesseln und wildes Gestrüpp wachsen und wuchern, und in den Maientagen blüht noch eine Hollunderhecke an der Kirchhofmauer. So traurig sieht das aus. Soll es denn auf dem Hof des Friedens ein Plätzchen geben, wo keine Ruhe und kein Frieden sein kann? Fast möchte man zweifeln, wenn nicht der stille Dulder am Kreuz so erbarmend herübersehen würde.

Auch du und ich werden einst auf den Hof des Friedens gebettet werden und im Schatten des Kreuzes, inmitten unserer lieben Toten und treu und sicher behütet von der unendlichen Liebe und Barmherzigkeit Gottes, still ausruhen von allen Kämpfen und Wirrnissen des Lebens.

Stille, stille!
Herr, dein Wille,
Der geschehe auch an mir!
Amen! Amen!
Und dein Namen
Sei gepriesen, dort und hier!



Photo V. Maulu

Friedhof bei Andlau

Allerseelen

Stiller Gruss an einsame Gräber in der Heimat

Dunkel gekleidete Menschen schreiten die Platanenallee entlang, die zum Kirchhof führt.

Buntes Laub liegt zusammengekehrt am Wegrand. Hin und wieder flattert ein welkes Blatt müde vor die Füße der Dahinschreitenden.

Am eisernen Friedhofstor sitzen Frauen und bieten die letzten Blumen des Herbstes zum Verkauf als Schmuck für die Gräber.

Graue Dämmerung hängt zwischen den Zweigen der hohen, düsteren Tannen und der Lebensbäume, die den Mittelweg des Kirchhofs einsäumen.

Lichter brennen auf den Gräbern der Heimgegangenen. Ein Windstoss, der die Kerzen aufflackern lässt, trägt ihren Duft herüber.

Doch nicht alle Gräber tragen die Zeichen der Liebe, die die Treue über das Grab hinaus hält. Viele Hügel sind überwuchert mit Gras und Unkraut. Manch Kreuz ist windschief und morsch,

die Buchstaben von Wind und Wetter zerfressen, verblichen.

Da ist keine Hand, die Kerzen zündet, die Blumen bringt, kein Mund, der für den stillen Schläfer ein Vaterunser spricht.

Vergessen

Nein, Ihr seid nicht vergessen, liebe Tote in ferner, heiliger Heimaterde! Wohl seid Ihr vereinsamt, ohne sichtbares Zeichen unseres Gedenkens! Unsere Treue aber ist Euch geblieben, sie überbrückt räumliches Fernsein und gewaltsame Trennung:

Wir denken Eurer heute am Tage der Toten!

Wir schmücken im Geiste Eure Hügel mit dem Blumenkranz der Erinnerung!

Hell leuchtet das Licht unserer Liebe hinüber in die Lande der Heimat!

Ihr aber, Ihr möget ruhen in Frieden!

Maria Oexle

Madonna im Felde

Lächelnd, in milder Muttergüte,
Blickst Du, Madonna, zu uns herab.
Lächelst — ob Dich des Frühlings Blüte,
Schneeweisses Schweigen im Winter umgab,
Lächelst — und hältst das Kind Deiner Schmerzen,
Jesus, am liebenden Mutterherzen.
«Madonna, zeig' uns huldvoll Dein Kind —
Wir alle Deine Kinder sind!
Madonna, heb' segnend Deine Hand!»
Fleh'n Deine Kinder in Stadt und Land.
«Segne die Ernte, das tägliche Brot;
Halt fern Blitz und Hagel, den Hunger, die Not!
Segne die Wälder, die Fluren, die Au,
Segne uns alle, Du himmlische Frau!
Krankheit und Krieg mögst Du von uns wenden,
Madonna, mit Deinen segnenden Händen!
Dein Segen, er werde uns zum Geleit
Jetzt und in alle Ewigkeit!»

Maria Oexle

Gebet

Eile, Herr, mir beizustehn
In meinem Jammer!
Komm und lind're meinen tiefen Schmerz!
Sieh', ich bin gebeugt
Vom herben Grame,
Nach Trost
Verlangt mein kummervolles Herz.

Ich bin Dein Kind,
Nimm, Vater, von mir diese Last
Und gib den Trost,
Den Du den Trauernden verheissen hast!

O breite segnend Deine milden Hände,
Lass wieder leuchten Deiner Gnade Schein!
Herr, wenn Du willst, hat alles Leid ein Ende,
Und hoffnungsfroh wird fürder meine Seele sein!



Im Pfirter Land

Von A. Beyler

Fern im Mittag des Elsass, im Süden des Sundgauens, liegt es, das Pfirter-Land. Gebirgsland, geformt von zwei hintereinanderliegenden Bergreihen des vorderen Jura, die durch das obere Illtal getrennt sind, riegelt es die elsässische Ebene ab und lässt beiderseits eine Gasse, die Senke von Basel und jene von Belfort. So getrennt vom Wasgau, in Kern und Formation von ihm verschieden, bildet es eine an Eigenarten und Reizen reiche Region.

Dem von Altkirch herkommenden Wanderer fällt schon das Vorgelände auf, jene am Talrande aus den Wiesen emporwachsenden Hügel, bekleidet mit Feldern, von Wald gekrönt. Bald erscheint die hohe, blaue Wand des Jura, und ehe er's gedacht, findet er sich im engen Tal der Luppach, steht er vor Pfirt, dem Städtchen mit fünfhundert Einwohnern, das er im Tale vermutet. Ueberrascht sieht er aber, wie die Strasse keck und kühn bergan geht, so rasch, dass die Häuser Mühe haben, den schnellen Aufstieg mitzumachen. Es scheint, als habe sich jedes ermattet auf einer Stufe am Strassenrand niedergelassen, und so entstand eine lange, äusserst reizvolle Doppelreihe von Häusern, deren obere Giebel Fenster jedesmal über das Dach des etwas tieferliegenden hinwegschauen, eine Reihe, die oben endigt, wo das letzte Haus triumphierend der Strasse zuruft: «Ich habe den Wettlauf bis zum Ziel mitgemacht!» Lächelnd geht die Strasse in sanfter Steigung weiter und schickt noch einen fast ebenen Weg seitwärts zum bewohnten Torturm, durch dessen Durchfahrt sie den Pfad weist zu den auf stolzen Felsen gelegenen Ruinen von Hohenpfirt, dem ehemaligen Sitz der einst so mächtigen und angesehenen Grafen von Pfirt. Am Berg abwärts hinter diesen Häusern hängen Gärten bis hinab ins enge Tälchen, wo nur einige Häuser stehen; denn der bewaldete Geisberg hier duldet keine menschliche Wohnung. An seinem Fuss weiter unten und auf der anderen Seite zieht die kurze, auch steile Goldschmiedgasse hin. Ein wirklich eigenartiges Städtchen, dieses Pfirt, der Hauptort unserer Region. Ist es von Geisterhand dem Süden entnommen und in den Jura getragen worden? Sicher steht es im Elsass einzig da.

Und die Umgebung von Pfirt, die Berge und Täler des Jura! Dunkle, geheimnisvolle Buchenwälder, da und dort verwachsene Bäume, deren wirres Wurzelwerk graues Gestein umklammert, Felsblöcke, weissgraue Kalkfluhwände, die geisterhaft aus dem Berggrün ragen, vermooste Ruinen, Höhlen aus vorgeschichtlicher Zeit, düstere Schluchten, wilde Klammern, verträumte Matten in stillen Tälern, Bächlein, die plötzlich in die Erde schlüpfen und hunderte von Metern weiter unten wieder

hervorhüpfen, um bald ihr Versteckspiel zu wiederholen, heimelige Kapellen am Wegrand, verlassene Klöster, einsame Mühlen. Was wundert es uns, wenn Menschen in solch romantischem Land die Natur in märchenhaften Erzählungen beleben und geschichtliche Tatsachen mit Sagen umranken!

Da erblickt das Naturkind Schlangen mit goldenen Kronen, die sie ablegen, bevor sie baden. Glücklich, wer ihr Kleinod ungesehen in seine Hände bringt, wehe dem, der auf der Tat ertappt wird. — Ein Fels liegt irgendwo im Wald. Wer himmlische Musik und Engelsang hören will, der gehe in der heiligen Nacht zu ihm. Er wird eine selige Stunde voll Entzücken und Himmelssehnsucht erleben. — Es kommt ein Mann des Weges. Was trägt er in seinem Weidenkorb? Milch. Und kein einziger Tropfen rinnt zur Erde. — Heute abend lastet beklemmende Luft auf dem Land. Plötzlich springt der Wind auf, wächst schnell zum Sturm: die wilde Jagd rast über Berg und Tal des Jura, der Hutata erschreckt den nächtlichen Wanderer. — Wir sind im Walde. Nachts. Plötzlich ertönt wundervolle Musik. Die Bäume verschwinden, ein herrliches Schloss steht an seiner Stelle. Darin ein Fest. Willst du, Unberufener, eintreten, so verschwindet alles, und du stehst wieder mitten im Wald. — Ueber eine Wiese reitet ein Ritter auf stattlichem Ross. Der arme Hirte, der hier die Herde hütet, öffnet ihm das Gatter und macht ihm so den Weg frei. Dafür belohnt ihn der Reitersmann mit viel Geld. — Ein Edelknecht erwirbt in kurzer Zeit fabelhaften Reichtum. Kein Ritter kann sich das erklären. Das Gesinde munkelt, ein Rabe sei sein Vertrauter, der verschaffe ihm Geld.

Weit öffnet sich das Obertor von Pfirt wie damals, als die Belagerten, dem Hungertode nahe, ihre letzte Kuh dem Feind hinaus schickten, um ihn zu täuschen. Der zog ab, da es ihm unmöglich schien, Leute auszuhungern, die so verschwenderisch mit Nahrung umgingen. — Aus den Trümmern des Schlosses klagt und jammert in gewitterschwülen Nächten Graf Ulrich, ein Vatermörder aus dem Grafengeschlecht, und schreit nach Erlösung, bis der Donner seine Stimme übertönt und er verzweifelnd sich neuer Pein überlassen muss. — Ob da drunten in der Wolfsschlucht die Toten der auch von dieser Seite die Burg angreifenden Feinde liegen blieben und den Wölfen zum Frass wurden? Oder trafen sich hier jener dämonische Samiel, ein zur Hölle verdampter, gottloser Jagdfürst, und der mutlose, schlechte Schütze, um im Sturm und Graus eines Mitternachtsgewitters sieben Freikugeln zu giessen, die dem Freischützen sechs glückliche Treffer sicherten?

Unfern der Strasse liegt eine Totengruft, Rest eines zerstörten Klosters. Leichte Nebel ziehen über das Wiesental, das Bächlein singt sein Lied. Was sieht und hört der verspätete Mann? Psalmisierende Mönche mit schwebenden Gewändern und breiten Hüten. Eine mit Heide spärlich bewachsene Fläche inmitten von üppigem Grün. Wie erklärt sich das? Die einfache Frau weiss die Antwort: Das ist die Galgenplatte. Der dürre Platz bezeugt für ewige Zeiten die Unschuld einer durch böses Ränkespiel ungerecht zum Strangtod verurteilten Frau. — Warum heisst dieser seltsam geformte Baum Hexenbaum? Weil sich die Hexen hier versammeln. Sie rasen wilde Tänze in der Runde, setzen sich dann und enthüllen ihre Geheimnisse, wobei einmal ein Bursche im Wipfel sie belauscht hat.

Dieser Berg birgt reiche Schätze. Ein finsterner Gang führt in sein Inneres, der nur beim Licht einer geweihten Kerze betreten werden soll. Er leitet zu einem See, über den der Berggeist einen schmalen Steg gelegt hat, doch so schwach, dass kein menschlicher Fuss ihn betreten kann. Wie schade! Drüben das andere Ufer gleisst von lauterem Silber.

Wie so märchenhaft entzückend erscheinen die Erdwiwele zwischen duftenden Maiglöckchen, selbst fast Blumen mit Gewändern, aus zarten Blüten gewoben, mit funkelnden Edelsteinen reich besetzt. Sie führen Verirrte liebevoll auf den rechten Pfad, nehmen wohl auch artige Kinder mit unter einen grossen Pilz, wo sich die Türe zu ihrem unterirdischen Schloss öffnet. Auf Marmortreppen steigen sie hinab in die Räume, wo alles im Lichte blitzender Karfunkel und Smaragde erstrahlt. Und die Kleinen können hernach nicht genug erzählen, was für gute Sachen sie dort gegessen und getrunken haben.

Und erst wie rührend ist die Güte der Zwerglein in jener prächtigen, wilden Klamm! Erdwiwele und Erdmännele in ewiger Jugend lebend, von zierlicher Gestalt, mit Aeuglein wie funkelnde Sterne und kristallreiner, melodischer Stimme. Aus silbernen Kelchen tranken sie den farbenblitzenden Morgentau der Wiesen. Mit silbernen Sensen und Rechen halfen sie den Menschen arbeiten. Teilnahmsvoll besuchten sie die Leute in guten und schlechten Tagen und schenkten ihnen Kostbarkeiten.

Welch Fülle von Sagen auf so engem Raum! Und wir haben nicht alle berührt. Lockt solch ein reizender Fleck Landes nicht zu einem Besuche? Der Wanderer, der dem Ruf folgt, wird es nicht bereuen. Gute Strassen und Jurapfade führen ihn über Tal und Höhen. Höhen? O ja. Pfirt selber liegt fünfhundert Meter hoch, und neben dem Namen Glaserberg lese ich auf der Karte die Zahl 810,9. Also, bitte schön, Odilienberg und Männelstein!

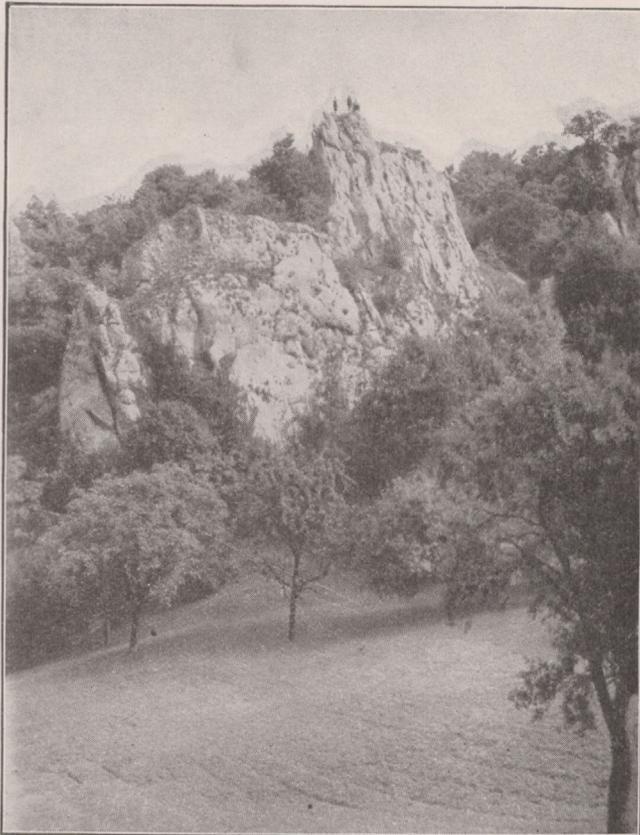


Photo G. Meyer

Löchle-Felsen bei Pfirt

Die nördliche Bergreihe, in welche sich Pfirt eingebettet hat, umfasst in der Hauptsache Buchsweiler-Berg, Rossberg und Kastellberg, langgestreckte Rücken, an die sich andere anschliessen, insgesamt ein Höhenzug von Oltingen bis Luffendorf von annähernd zwanzig Kilometer Länge und drei bis vier Kilometern Breite. Zu seinen Füessen im Norden liegen echte Sundgaudörfer: Ottendorf, Liebsdorf, Dürllinsdorf, Mörnach, Köstlach, Altpfirt, Buchsweiler, Fislis. Von den Aussichtspunkten auf den Bergen schweift der Blick darüber hinweg in das flache Elsassland, folgt Wasgau und Schwarzwald und entdeckt bei klarer Sicht sogar Erwins Dom. In den flachen Senken des Gebirgszuges treffen wir Bendorf und Sondersdorf. Diese nördliche Bergreihe bietet dem Spaziergänger und Ausflügler interessante Punkte. Da sind der Rossberg, in Köstlach Reste einer römischen Villa, der Kastellberg mit einem alten Ringwall, Ruine Liebenstein; östlich von Pfirt: Ruine Hohenpfirt, Wolfsschlucht, Löchlefelsen, Heidenfluh, Erdwiwelefeld, Erdwiweleschlucht, Keuch, Luppach mit Resten eines zerstörten Klosters. Besonders sehenswert ist dessen gut erhaltene Totengruft der Mönche. (Vergl. Elsassland 1932, S. 235.)

Die zweite, also südliche Bergreihe hat als Haupterhebung den etwa sieben Kilometer langen

Glaserberg mit Glaserbergkopf und Hornhöhe, darauf ein 23 Meter hoher Turm, der eine wundervolle Aussicht gewährt auf Vogesen, Schwarzwald, Basel, Rheintal, Belfort, Jura und Berner Oberland. Einen ähnlichen Fernblick, wenn auch etwas beschränkter, bietet die Ruine Blochmont weiter östlich, unweit des Dorfes Kiffis. Am westlichen Ende dieser Kette erhebt sich der Mörsberg (Morimont) mit Ruine.

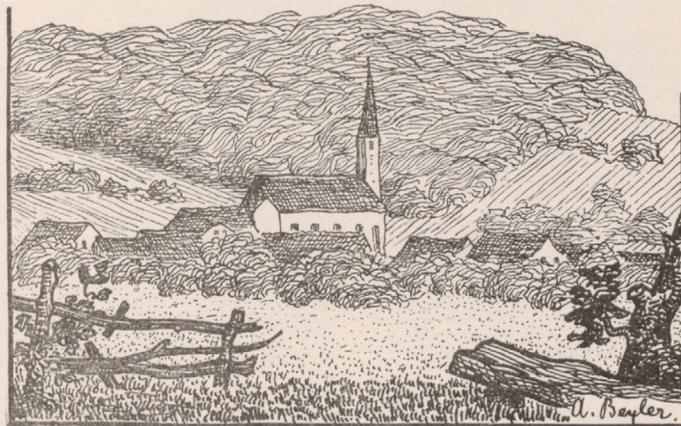
Und zwischen diesen zwei Bergreihen senkt sich das obere Tal der Ill. Winkel, der Ill Geburtsort, liegt am Nordwestfuss des Glaserberges. Dort in einem Graspflanzen beim obersten Hause des Dorfes erblickte sie einst das Licht der Welt. Leider hat man vor Jahren ihre Wiege ausgemauert und mit einer Eisenplatte zugedeckt. Ihre ersten Schritte muss sie drum im Dunkel der Erde machen bis sie weiter unten am Strassenrand einem Brunnenrohr entschlüpft und die Sonne zum erstenmal sieht. Ganz in der Nähe liegt die Warthkapelle, und jenseits des Tales stand vor mehr als 600 Jahren das Altschloss. Hier wohnte der Ritter von Warth, ein Mitverschwoener jenes Johann Parricida, der seinen Onkel König Albrecht I. am Ufer der Reuss in der Schweiz ermordet hat. Die Tochter des Erschlagenen nahm furchtbare Rache: das Altschloss ward zerstört und Warth zum Tode auf dem Rad verurteilt. Seine irdischen Reste sollen in der Warthkapelle ruhen. Bald kriecht die junge Ill in die Erde, kommt nach einer Strecke wieder aus der Wiese hervor, kehrt nochmals in den Boden zurück und verlässt gegen Ligsdorf das Erdendunkel in vier Quellen (vergl. Neuer Elsässer Kalender 1932, S. 71). Nun führt sie an Mühlen und Kapellen vorbei durch Ligsdorf und Rädersdorf. Bei Oltingen erweitert sich das Tal, das hier die

erste Bergreihe auf der Ostseite umschliesst. Nun kann man die Ill allmählich verlassen und über Fislis, Werenzhausen oder direkt über Buchsweiler, Luppach nach Pfirt zurückkehren.

Diese Juradörfer haben manches Alte bewahrt wie auch die Bewohner in ihrer geraden, gesunden, kräftigen Art, die in dem kernigen, klangvollen Dialekt besten Ausdruck findet.

Man wird aber das Pfirter-Land nicht verlassen wollen, ohne die Ruine Landskron und das in der Nähe, aber schon in der Schweiz auf einem Felsplateau gelegene Mariastein mit seiner stattlichen Klosterkirche und die von dort durch einen langen, finstern Gang und viele Stufen zu erreichende, tief unten im Fels ausgehauene Kapelle zu besuchen. Ebenfalls möchte man die vorgeschichtliche Höhle bei Oberlarc in der Nähe von Winkel und den südlichsten Punkt des Elsass, das schön gelegene Lützel mit grossem Weiher sehen, den Ort, wo einst die älteste Zisterzienserabtei des Elsass gestanden hat. Unweit Lützel liegen die Häuser Scholis, früher eines zur Abtei gehörigen Hofes. Scholis sei erwähnt, weil das Dach des ersten Gebäudes auf der linken Strassenseite, einer Scheune, eine Wasserscheide zwischen zwei Meeren ist. Der Regen von der Dachseite vor uns fliesst in einen Bach, der zum Flussgebiet der Rhone gehört, verhilft also dem Mittelländischen Meer zu seiner Grösse, während das Wasser von der entgegengesetzten Dachseite dem Rhein und so der Nordsee zugeführt wird.

Und nun! Diese kurzen Ausführungen überblickend, wem möchte da unser elsässischer Jura nicht gefallen! Auf denn zur Fahrt ins Pfirter-Land!



Winkel, der Geburtsort der Ill

Die Magel

Von † Joseph Wimmer

Dunkle Tannen und saftiges Mattengrün, jetzt wild aufschäumendes und dann wieder ruhig dahinplätscherndes, kristallklares Wasser, hie und da eine unbeweglich auf Beute lauende oder eine blitzschnell dahinschiessende, buntgetüpfelte Forelle, breitblättrige Bachbungen und schlanke, fleischfarbige Hirschzungen untermischt mit geflecktem Knabenkraut, in der Ferne Kuckucksruf und helltönende Axtschläge und näher heran auf der Strasse das Knirschen eines bedächtig dahinfahrenden, schwerbeladenen Ochsenwagens: das sind einige von den Bildern, die vor unserm geistigen Auge aufsteigen, wenn wir an die Magel denken. Für den Schreiber dieser Zeilen kommt dazu noch die Erinnerung an selige Kindertage, an Onkel und Tante und an allerlei Wesen, mit denen ihre Erzählungen den Wald bevölkerten. Dass auch die ernste Geschichtsforschung manches über das Magelgebiet zu berichten weiss, erfuhr er erst in späteren Tagen und versucht nun, den Lesern des «Elsasslandes» einiges davon mitzuteilen.

Die Magel entsteht aus zwei Quellbächen, der grossen und der kleinen Magel. Erstere entspringt in über 1000 m Höhe unweit der Rothlach, eines ehemaligen strassburgischen Forsthauses, jetzt zur Gemeinde Hohwald gehörend. Nicht weit davon, am Wege nach dem Hochfeld, erinnert der Rathsamhauserstein an die Zeit, da die Rathsamhausen zum Stein Lehnsinhaber der Herrschaft Steintal waren (bis 1469). Nach kurzem Laufe wird die grosse Magel verstärkt durch das Quellwasser der Katz matt. Diese, im Ottrotter Bann gelegen und jetzt ganz mit Wald bedeckt, trug bis 1876 ein Oberehnheimer Forsthaus, dessen Insassen nach Grendelbruch zur Kirche gingen und deshalb in die dortigen Pfarrbücher eingetragen sind. Der kurz nach dem Weltkrieg in hohem Alter verstorbene französische General Stocky war ein Försterssohn von der Katz matt. Die kleine Magel kommt von der Sutt (Sumpf), an der auch die nach Osten fliessende Ehn entspringt. Die Sutt wird unter dem Namen Widenstruth (Weidenwald) schon 1059 in der Urkunde genannt, die die Kaiserin Agnes zugunsten des Bischofs Hetzel ausstellte, der mit dem Nordgaugrafen Heinrich auf Girbaden, einem Neffen Leos IX., wegen des Jagdrechtes zwischen Magel und Ehn im Streite lag¹). An der Sutt, der Rothlach und der Katz matt ging die schon 1393 erwähnte Hochstrasse, eine frühere Römerstrasse, vorbei, die weiter über das Hochfeld und durch das Steintal ins Breuschtal führte. Auch auf der Sutt stand bis 1887 ein Oberehnheimer Forsthaus, dessen Insassen anfangs nach Grendelbruch zur Kirche gingen, später in den Hohwald.

In dem Talkessel am Fusse des Kreuzbergs vereinigen sich die grosse und die kleine Magel. Hier ist Raum für einige Wiesen und Aecker, die vom Magelhof und dem Forsthaus Magel aus bewirtschaftet werden. Beide sind durch ihre Lage am Bergeshang vor der Feuchtigkeit der Talsohle geschützt. Zwischen ihnen eilt das Kaltbächel vom Minzfeld herunter der Magel zu. Der um 1780 entstandene Magelhof hiess früher Obermagel im Gegensatz zum unteren Magelhof, der am Bache lag und gegen 1860 abgetragen wurde, worauf erst das Forsthaus entstand. Dem Vernehmen nach soll dasselbe Schicksal den noch bestehenden Magelhof treffen, der unlängst in den Besitz der Stadt Börsch übergegangen ist. Der Platz, auf dem er steht, sowie der Garten und die Wiesen, sollen aufgeforstet werden. Eigentümlich sind in dieser Gegend die Grenz- und Besitzverhältnisse. Schon 1561 heisst es in einer Urkunde, auf dem Minzfeld scheiden sich die Wälder von Grendelbruch und Börsch. Heute gibt es dort eine Stelle, an der nicht weniger als fünf Gemeinden bannstössig sind: Grendelbruch, Börsch, Ottrott, Rothau und Natzweiler. Während der Magelhof zu Börsch gehört, steht das Forsthaus im Ottrotter Bann, beherbergt aber einen Förster der Stadt Oberehnheim, deren Wald sich auf dem rechten Magelufer von der Sutt über den grossen und den kleinen Steinhübel hinzieht.

Nach der Vereinigung ihrer beiden Quellbäche fliesst die Magel in ziemlich gerader Richtung nordwärts Grendelbruch zu. Ihrem murmelnenden Geplätscher an einem taufrischen Sommermorgen zu folgen, gehört zu den Hochgenüssen des Naturfreundes. Von altersher begleitete sie ein Fahrweg zur Holzabfuhr; in den fünfziger Jahren des XIX. Jahrhunderts wurde daraus eine Strasse, die heutzutage auch von Kraftwagen fleissig benutzt wird, die bis an die entlegensten Punkte des Gebirges vordringen. Bis hart vor Grendelbruch hat das Mageltal in diesem Abschnitt keine menschliche Niederlassung aufzuweisen, seitdem der Nickishof verschwunden ist. Der lag auf der rechten Talseite im Rosheimer Bann und war Eigentum dieser Stadt. Er bestand schon im XVIII. Jahrhundert und ist erst gegen 1870 verschwunden. Seine Lage ist noch erkenntlich an einigen Wiesen, die seinen Namen tragen. Ihnen gegenüber liegen auf der Höhe über dem linken Ufer, vom Tale aus kaum sichtbar, das Forsthaus Rossberg, ein Hof, genannt die Helienmatten, der Weiler Neuenmatten und etwas weiter abseits das Forsthaus Hohbühl. Der Rossberg gehört noch zum Börscher Bann wie der Magelhof, die übrigen

sind Aussenorte von Grendelbruch. Die Tätigkeit des Försters vom Rossberg erstreckt sich hauptsächlich auf den in der Nähe liegenden Bischofheimer, die seines Amtsgenossen vom Hohbühl auf den Grendelbrucher Wald. Die Helienmatten gehörten früher dem Grendelbrucher «Heiligen», d. h. sie waren Kirchengut. Die Neuenmatten bestehen aus sechs Häusern; ihr Ursprung soll ins XVI. Jahrhundert zurückreichen.

Durch eine Erdschwelle, die die Hänge des Bruch- und des Hahnenberges mit dem Girbadenerberg verbindet und auf der das Dorf Grendelbruch Platz gefunden hat, wird die Magel nach einem Laufe von etwa 5 km von ihrer südnördlichen Richtung abgedrängt und genötigt, sich ostwärts einen Weg zu suchen. An dem kurzen Bogen, den sie dabei beschreibt, haben sich seit undenklichen Zeiten gewerbliche Anlagen angesiedelt, um ihre Wasserkraft auszunützen, so vor allem eine Mühle, die 1353 zum erstenmal erwähnt wird, sicher aber schon früher bestand, und eine Gemeindegemühle, von der es in einem Bericht von 1799 heisst, sie sei so alt wie das Dorf. 1732 gesellte sich dazu eine Hammer-schmiede, die ihre Blütezeit in den Revolutionskriegen erlebte, wo sie für das Strassburger Arsenal arbeitete und u. a. die Anker für die Rhein- und die Donauschiffe lieferte. Gegen 1820 stellte sie ihre Tätigkeit ein, und 1824 wurde sie durch die heute noch bestehende Papiermühle ersetzt. Im XVIII. Jahrhundert gab es da auch zwei Oelmühlen, die bis in die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts im Betrieb waren. Später wurden in demselben Magelabschnitt noch andere Mühlen und Sägemühlen errichtet, von denen jetzt nur noch eine im Gange ist, die Sägemühle im Gewinn Baschney²⁾, die seit 1835 besteht. Neben ihr wurde 1912 eine mechanische Baumwollweberei erbaut. Diesen Anlagen gegenüber steht auf dem rechten Magelufer im Rosheimer Bann seit 1823 das Forsthaus Magelrain, das dem Brigadier (Hege-meister) als Wohnung dient.

Durch den ostwärts gerichteten, mittleren Teil des Mageltals führt die Strasse, die als erste dazu bestimmt war, Grendelbruch mit der Aussenwelt zu verbinden. Sie wurde 1831 in Angriff genommen und kommt vom Klingenthal, von wo aus damals schon eine Strasse über Ottrott nach Ober-ehnheim führte. 1845 tritt man sich noch über die Frage, ob die Strasse der Magel folgen oder die Steige hinauf ins Dorf gehen sollte. Die Wegebauverwaltung entschied sich für die erste Lösung, und so entstand der Aufstieg am Magelrain. Am grossen Felsen unterhalb der Steige erinnert heute noch die Jahreszahl 1843 an den Bau der Strasse. Kurz vorher überschreitet sie die Mollkircher Banngrenze und gelangt dann bald ans Neuhäusel, das 1683 durch Michel Lutz aus Gressweiler mit Genehmigung des Herrn von Girbaden,

Georg Gottfrieds von Rathsamhausen zum Stein, erbaut wurde. Die darin betriebene Wirtschaft hatte ihre gute Zeit, als es noch keinen Bahnverkehr gab und die Grendelbrucher häufig die Strasse benutzten, um in den Kantonsort Rosheim zu gelangen. Auf dem Heimweg ging nicht leicht einer am Neuhäusel vorüber, ohne sich dort noch einmal für den Aufstieg ins Dorf zu stärken.

Das an dieser Stelle ziemlich breite Tal verengt sich bald wieder, so dass der Wanderer für kurze Zeit das Plätschern der munteren Magel von neuem zu hören bekommt. Von rechts tritt nämlich der Bergkegel des Purpurkopfs und von links der steile Abhang des Girbadenerbergs so nahe an den Bach heran, dass kaum Platz übrig bleibt für die Strasse. Deutlich sieht man von ihr aus einzelne Stücke der vorgeschichtlichen Mauern des «Burgbergkopfs»³⁾, während die Ruinen von Girbaden durch den Wald verdeckt bleiben. Wer ihren Anblick geniessen will, der besteige den Purpurkopf, von dessen Gipfel er sie in fast greifbarer Nähe vor sich aufsteigen sieht. Zur Linken hat man dort das grosse Ruchtal und zur Rechten das Purpurtal, das den Purpurkopf vom Fackenkopf trennt. Am Fusse des letzteren überschreitet die Strasse vermittelt einer steinernen Brücke den Magelbach, folgt dann noch etwa 2 km weit dessen rechtem Ufer und wendet sich hierauf bald nach Umgehung des Teufelsgebirges südöstlich Klingenthal zu.

Wenige Schritte von jener Brücke talabwärts muss sich die Magel eine künstliche Teilung gefallen lassen. Nur zwei Drittel ihres Wassers dürfen ihren natürlichen Weg nach der Breusch fortsetzen, während das übrige Drittel um den Eichwald und das Köpfel herum und an Rosenweiler vorbei der Stadt Rosheim zugeführt wird. Wann diese Teilung vorgenommen wurde, wissen wir nicht. Sie scheint aber sehr alt zu sein; denn als Junker Jakob von Hohenstein auf Girbaden im Jahre 1474 der Stadt Rosheim bestätigte, dass sie auch fürder ein Drittel vom Wasser der Magel geniessen sollte, fügte er hinzu: «Wie es von Alters her gewesen ist». Dafür gestand die Stadt dem Junker das Recht zu, in ihrem Walde zu jagen. 1579 kündigte Hans Friedrich von Rathsamhausen zum Stein⁴⁾ den Vertrag von 1474, weil, wie er vorgab, die Rosheimer ihn an der Ausübung der Jagd verhinderten. Es kam deswegen zu langen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf sich Rosheim schliesslich an das Reichskammergericht in Speyer wandte. Die Stadt beklagte sich dabei bitter, dass der Junker auf Samstag, den 15. August, den Bach habe abwenden lassen. Infolgedessen gingen in Rosheim die Mühlen nicht mehr, es verbreitete sich ein übler Gestank, wodurch die Luft vergiftet wurde und böse, verderbliche Krankheiten entstanden; man konnte das Vieh nicht tränken, die Wiesen nicht wässern, das Feuer nicht löschen. Das Gericht entschied zu-



Photo F. Luib

Grendelbruch

gunsten Rosheims, und vom 1. Oktober 1579 ab lief wieder ein Drittel der Magel durch die Stadt⁵⁾.

Der durch Rosheim fliessende Magelarm wird jetzt auf den Karten Rosheimer Bach genannt. Im Volksmunde heisst er das *Rosenmeer* (mit dem Ton auf der letzten Silbe), und so nennt ihn auch schon eine Flurkarte von 1762. Ueber die Entstehung dieser sonderbaren Bezeichnung gibt es zwei Erklärungen. Nach der ersten sollen die Rosheimer bei der Teilung mehr Wasser verlangt haben mit dem Rufe: «Rosen mehr!» und daraus sei in der Folgezeit das Wort *Rosenmeer* entstanden. Nach der anderen Deutung sollen französische Beamte in dem Worte *Rosemer* (Bach) die letzte Silbe betont haben, so dass es sich anhörte wie *Rosemeer*, woraus dann *Rosenmeer* geworden sei. Es ist kaum nötig hinzuzufügen, dass keine der beiden Erklärungen Anspruch auf Stichhaltigkeit erheben kann. Das Wort *Meer* hatte vielmehr ursprünglich im Deutschen den Sinn von Graben, Abzugsgraben⁶⁾, so dass *Rosenmeer* weiter nichts heisst als Rosheimer Wassergraben. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, dass auch der Ortsnamen Rosheim nichts zu tun hat mit einer Rose, wenn auch jene Stadt diese Blume im Wappen führt. Sie hiess noch im XIV. Jahrhundert *Rodesheim*, d. h. Heim des *Rodo*⁷⁾.

Von Rosheim fliesst das *Rosenmeer* weiter ostwärts durch Griesheim und vereinigt sich bei Innenheim mit der Ehn.

Hart vor der oben erwähnten Brücke zweigt sich von der Klingenthaler Strasse der Weg ab, der über Mollkirch an die Eisenbahnstation Heiligenberg führt. Im spitzen Winkel zwischen den beiden

Strassen liegt die *Fischhütte*, ein Meierhof, der schon 1353 erwähnt wird und später in allen girbadischen Lehnbriefen des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nach der Abgabe eines Drittels ihres Wassers fliesst die Magel noch ungefähr ein Kilometer in östlicher Richtung weiter, um dann um die Ecke des Girbadenerberges herum ihre ursprüngliche Richtung nach Norden wieder aufzunehmen. Diese behält sie bei bis zu ihrer Mündung in die Breusch unweit der Station Heiligenberg. Sie bewässert auf ihrem Unterlauf ein breites Wiesental, an dessen linkem Rande das *Klösterle*, Laubenheim, der Meyerhof und Mollkirch liegen, während rechts in einiger Entfernung sich das *Bannholz* erstreckt. Die wechselvolle Geschichte vom *Klösterle*, die mit seiner Gründung durch einen Grossneffen Leos IX. ums Jahr 1135 anhebt und mit seiner Versteigerung am 15. Vendémiaire IV (7. Oktober 1795)⁸⁾ ein trauriges Ende findet, haben wir früher erzählt⁹⁾. *Laubenheim* wird schon 1137 bei der Einweihung vom *Klösterle* erwähnt; es hiess damals *Lobias* oder *Louben*. Der *Meyerhof* erinnert an den *Mollkircher Dinghof*, der wie das Dorf den Herren von *Rathsamhausen* zum Stein auf Girbaden gehörte und durch einen Meier verwaltet wurde. Bis 1803 war *Mollkirch* eine Filiale der Pfarrei Grendelbruch; doch muss es seinem Namen zufolge schon früh eine Kirche besessen haben. Indessen sprechen die Urkunden von dieser erst 1783, wo sie vergrössert wurde. Die jetzige wurde am 20. Januar 1841 eingeweiht. Sie war ganz aus freiwilligen Gaben und unter tätiger Mithilfe der Ortseingesessenen erbaut worden¹⁰⁾.

Wie bei Grendelbruch, so musste die Magel

auch bei Mollkirch von jeher gewerbliche Arbeit leisten. Allem Anscheine nach waren beim Klösterle vor Zeiten eine Eisengrube und eine Hammerschmiede. Das Gewann an der Magel unterhalb der Kapelle hiess 1555 «under der Isenschmidt», und eine Urkunde vom genannten Jahre sagt davon: «Allda soll vor vielen Jahren ein Eisenbergwerk gewesen sein»¹¹⁾. Am 10. Februar 1735 baten die Bürger Dreher und Fritsch um die Erlaubnis, unterhalb des Dorfes Mollkirch eine Kupferschmiede nebst Arbeiterwohnungen und Kohlenschuppen zu errichten.¹²⁾

Mollkirch gegenüber liegt auf dem rechten Ufer der Magel das Bannholz.¹³⁾ Dort wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zwanzig Hügelgräber (Tumuli) entdeckt und neun davon geöffnet. Man fand darin zwei Gewandnadeln, eine Schwert- und eine Dolchklinge, alles aus Bronze, und mehrere Tongefässe¹⁴⁾. Nach den Feststellungen der Archäologen stammen diese Gegenstände aus der älteren Bronzezeit (2000—1600 v. Chr.)¹⁵⁾ Wie die Mauern des Purpurkopfes und des Girbadenerberges sind auch diese Funde Beweise dafür, dass das Magelgebiet schon lange vor der Keltenzeit besiedelt war.

Auf ihrem ganzen Laufe spendet die Magel ihr belebendes Nass zum Bewässern der Wiesen. Um Streitigkeiten zu vermeiden, wurden dafür wiederholt Vorschriften erlassen. In der Mollkircher Dinghofrodel (Abschrift vom 20. Mai 1555) heisst es: «Item die Johanniter zu Dorlisheim dürfen mit der Herren (von Girbaden) Wasser die Matten wässern, so zu dem Kloster Dorlisheim gehören, die da liegen auf der Magel». Den Einwohnern von Rosenweiler waren im Jahre 1579 Tage bestimmt, an denen sie wässern durften. Meister und Rat der Stadt Rosheim waren damit nicht einverstanden; sie schrieben am 20. August an den Herrn von Girbaden: «Wenn sie ihrer Gelegenheit nach wässern wollten, so käme uns ein ganzes Jahr kein Tropfen Wassers von unserem Drittel Bachs in unsere Stadt, und wir müssten Wassers und Mahlens halb zugrunde gehen».

Dass von jeher die Fischerei in der Magel von Bedeutung war, beweist nicht nur die über 600 Jahre alte Fischhütte, sondern auch der am rechten Ufer sich erhebende Fackenkopf mit dem Fackental; denn die Facken waren Uferbauten zum Fischfang und Uferschutz. Das Recht zu fischen gehörte dem Grundherrn, also dem Bischof und seinem Vassallen auf Girbaden. Die Untertanen durften nur unter gewissen Bedingungen fischen, keinesfalls aber mit einem Netz oder durch Legen von Grundangeln. Den vierzehn Mann des Grendelbrucher Dorfgerichts wurde durch die Dinghofrodel ausdrücklich zur Pflicht gemacht, unberechtigtes Fischen zu bestrafen. Die Mönche vom Klösterle durften in der Magel fischen, soweit ihre

Gerechtigkeit ging, «Forellen und andere Fisch»¹⁶⁾. Am 18. Juli 1628 richtete Magdalena von Rathsamhausen, geb. von Seebach, Witwe Samsons von Rathsamhausen zum Stein, eine Beschwerde an die bischöfliche Regierung in Zabern, in der sie ausführte, dass die Rosheimer durch das Wegschaffen der Stöcke und Steine aus dem Magelbach die Forellen vertreiben.

Von grosser Wichtigkeit war bis gegen die Mitte des XIX. Jahrhunderts die Flösserei auf der Magel. Heute, wo selbst die entlegensten Waldkantone von bequemen, gut gepflegten Strassen durchzogen sind, können wir uns nur schwer vorstellen, in welchem schlechtem Zustande vor Zeiten die wenigen Wege waren, die das Gebirge mit der Ebene verbanden. Noch um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts führte keine Strasse in die Magelgend, und selbst die Breuschtalstrasse wurde erst 1770 vollendet. Die aus der Ebene kommenden Strassen hörten um jene Zeit in Rosheim, Börsch und Klingenthal auf; bis nach Grendelbruch ging keine¹⁷⁾. Das Fortschaffen des Holzes aus den das Dorf umgebenden Wäldern wäre infolgedessen fast unmöglich gewesen, wenn man nicht die Magel zum Flössen benutzt hätte. Das ging natürlich nur in der Jahreszeit, in der der Bach viel Wasser führte, das durch Einbauen von Dämmen und Einlegen von Schwellen gestaut wurde. Die Flösserei auf der Magel ist zweifellos schon sehr früh betrieben worden, wenn auch die älteste Urkunde, die uns darüber Bericht gibt, erst vom Jahre 1474 ist. Den Grendelbuchern bestätigte der Herr von Girbaden, Georg Gottfried von Rathsamhausen zum Stein, am 12. März 1679 das Recht, in der Magel zu flössen und zwar bis in die Breusch. Für diese Vergünstigung zahlte die Gemeinde zwischen 1662 und 1669 jährlich 24 Gulden. Die Eigentümer der an die Magel stossenden Wiesen mussten von den Holzhändlern, die flössen liessen, entschädigt werden. Vor dem Beginn der Arbeit wurden deshalb jene Wiesen von Sachverständigen abgeschätzt. Am 1. März 1792 wurde die Entschädigung auf einen Sol vom Klaffer im Winter und zwei Sols im Sommer festgesetzt¹⁸⁾.

Als der Bürger Adam Antoni von Grendelbruch 1715 von dem herkömmlichen Flossrechte Gebrauch machen wollte, widersetzte sich dem der damalige Inhaber der Herrschaft Girbaden, der Marquis de Chamlay. Antoni hatte am 10. Januar 1714 im Grendelbrucher Walde 2000 Klaffer Holz gekauft, und es wurde ihm erlaubt, dasselbe durch die Magel in die Breusch flössen zu lassen. Als aber das Holz an Mollkirch vorbeikam, hinderten die Bewohner dieses Dorfes das Flössen desselben vermittelst grosser Bäume, die sie quer über den Bach legten. Die sechzig Mann, die der Grendelbrucher Holzhändler angestellt hatte, mussten untätig zusehen, wie 1500 Klaffer Holz

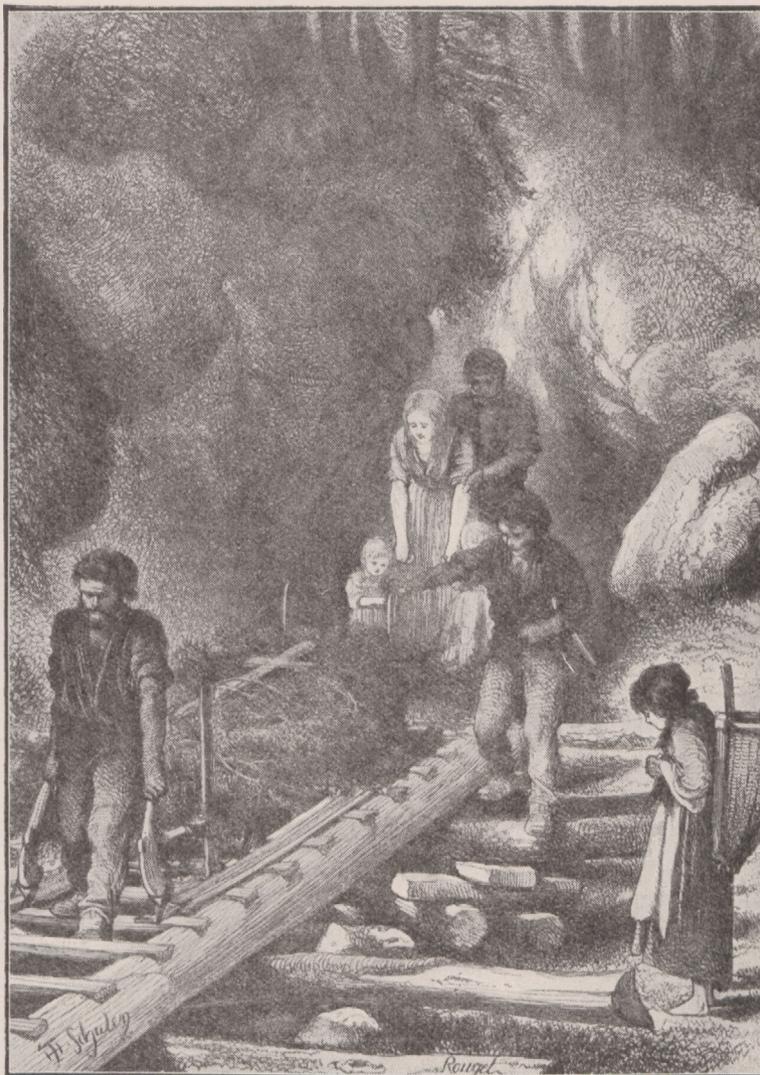
auf diese Weise aufgehalten wurden. Der Conseil souverain, vor den die Angelegenheit gebracht wurde, verbot zunächst am 10. Januar 1715 den Mollkirchern, das Flössen zu stören. Als aber der Herr von Girbaden für seine Untertanen Partei ergriff, untersagte der Oberste Gerichtshof am 15. Februar 1715 dem Adam Antoni das Flössen und bestimmte, dass vorläufig alles im dermaligen Stande zu belassen sei.

Nun griff der Bischof, Cardinal Armand-Gaston Rohan de Soubise, ein und richtete zugunsten seines Untertans Adam Antoni ein Schreiben an den Conseil souverain in Colmar. Er betonte darin, dass den Einwohnern von Grendelbruch das Recht zustehe, auf der Magel zu flössen. Wollte man das verhindern, so könnte man aus den Wäldern des Bistums gar keinen Nutzen mehr ziehen¹⁹⁾. Ueber das Ende des Prozesses fehlen uns die Nachrichten. Es ist indessen anzunehmen, dass der Inhaber von Girbaden seinem Lehnsherrn nachgab; denn die Grendelbrucher betrieben die Flösserei auf der Magel auch später noch und bis tief ins XIX. Jahrhundert hinein. Erst als die Strasse ins Klingenthal gebaut war, wurde sie nach und nach aufgegeben, und am 22. September 1858 verlangte der Gemeinderat ihre völlige Abschaffung²⁰⁾.

Heute denkt niemand mehr an das Flössen in der Magel. Obwohl aber die Forellen nicht mehr durch die Flössshaken gestört werden, sind sie doch nicht zahlreicher geworden. Nur die Wiesen zu beiden Seiten des Baches grünen weiter unter der Wirkung des ihnen in reichem Masse zugeführten Magelwassers, und das Mageltal erfreut allsommerlich Scharen von ermüdeten Menschen, die es aufsuchen zur Stärkung ihrer Lungen und zur Wiederbelebung ihrer abgearbeiteten Nerven.

Anmerkungen

¹⁾ Als. dipl. I 169. — ²⁾ Au des Baschen (Bastian). — ³⁾ S. Elsassland 1932, S. 38. — ⁴⁾ 1477 waren die Rathsamhausen zum Stein nach einer kurzen Zwischenregierung der Landsperg den Herren von Hohenstein auf Girbaden nachgefolgt. — ⁵⁾ ABR (Arch. dép. du Bas-



Th. Schuler

Holzschlitters letzte Fahrt

Rhin), G 828. — ⁶⁾ Grimms Wörterbuch. — ⁷⁾ Unter den Burggrafen von Girbaden finden wir 1353 einen Henricus de Rodelsheim (ABR. G 377). — ⁸⁾ Der Kaufpreis betrug 3 600 000 Livres in Assignaten (ABR, Q 309), damaliger Wert in Metallgeld 293,400 L. — ⁹⁾ Elsassland 1933, Heft 2 u. 3. — ¹⁰⁾ Kath. Kirchen- und Schulblatt 1841. — ¹¹⁾ ABR, D 50. — ¹²⁾ ABR, G 2652. — ¹³⁾ Gebannter, d. h. verbotener Wald. — ¹⁴⁾ Naue A. W., Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass, Strassburg 1905, S. 279. — ¹⁵⁾ Forrer R., Zur Ur- und Frühgeschichte in Elsass-Lothringen, Strassburg 1901. — ¹⁶⁾ ABR, D 6. — ¹⁷⁾ Rob. Werner, Les ponts et chaussées d'Alsace au XVIII^e siècle, Strassburg 1929. — ¹⁸⁾ ABR, 2 L 9, p. 354. — ¹⁹⁾ ABR, G 829. — ²⁰⁾ Arch. mun. de Grendelbruch.

La forêt en automne

La parure légère de nos fiers acacias s'agite vivement sous les caresses d'une brise fraîche. De nombreuses petites feuilles jaunes, semblables à des larmes d'or, tombent inertes sur le sol humide. L'ultime glaïeul du jardin dans sa beauté vermeille se penche fatigué sur ses sœurs voisines, les Monbrésias, les dernières roses s'effeuillent vite et les marguerites si charmantes s'appêtent à mourir avec beaucoup de fleurs de la campagne. Les chantres ailés des bois nous ont quittés, il y a quelques semaines, et les hirondelles agiles ont pris leur essor vers les horizons lointains, où elles recommencent leur joyeux gazouillement. Quelquefois le soleil lance encore ses traits d'or à l'assaut de la campagne, mais les ombres de nos montagnes silencieuses s'allongent de plus en plus sur la vallée. En voyant tout cela, il faut se le dire tout haut : «Les beaux jours sont finis», l'automne est là, et bientôt suivront ceux desquels on dira : «Ils ne me plaisent pas !»

C'est pourquoi, profitant d'un bel après-midi après quelques journées pluvieuses, je fis une promenade vers la forêt voisine, cette richesse sylvestre de la banlieue. Elle est toujours là entre le Châlmont et la Vancelle, la charmeuse de toutes les saisons. Mais quel changement, l'automne, cet artiste-peintre de la nature, n'y a-t-il pas opéré pendant ce temps maussade ! A voir ces teintes chaudes, on se croirait transporté sur une autre planète. Ce n'est plus la forêt à la verdure tendre et frissonnante du printemps où l'on cherchait des violettes, des primevères et des muguet, ni celle de la saison estivale, où le soleil faisait mûrir les fraises et les myrtilles, non, c'est en ce moment la forêt à l'âge d'or, pour ainsi dire.

Déjà à l'orée du bois j'avais constaté que les arbres, faisant bordure, avaient changé de parure et en place du vert s'étaient revêtus de nuances royales. Le Châlmont avait mis sur ses épaules son châle de cachemire comme le portaient nos grand'mères le jour de leurs noces.

En entrant dans la forêt, je vis que les jeunes hêtres, les chênes, les châtaigniers et d'autres arbres feuillus avaient endossé un habit de fête. Le jaune citron côtoyait l'orange, le cuivre ; le

pourpre frôlait le brun, même le mauve et le jaune moucheté de taches sombres. Et toutes les nuances de ce beau coloris harmonisaient à merveille, souvent sur le même sujet. Hélas, cette splendeur n'est qu'éphémère, et les pauvres feuilles qui semblent sourire ne se font belles que pour mourir, voilà leur destinée. Les conifères, jetant leur sombre verdure en travers, rehaussaient encore par le contraste la richesse de cette beauté automnale.

En marchant sur le tapis feutré, fait de feuilles tombées, il me semblait circuler dans un palais orné de candelabres et de lustres dorés, différents de forme et de taille. A mesure que j'avancai, les images changeaient. Je distinguai des groupements plus riches ou plus pauvres, des fonds plus clairs ou plus sombres où la lumière jouait comme à travers les vitraux peints des églises du moyen âge. Pas un souffle, même le plus léger, troublait le calme absolu. Les verts sapins et les pins altiers s'élançaient vers le ciel comme de robustes colonnes, étendaient charitablement leurs branches protectrices et formaient la voûte de ce superbe sanctuaire de la nature. Le soleil ne pénétrait que par courts intervalles et répandant alors une clarté magique dans ces fonds ravissants. En l'absence des chantres ailés un silence religieux régnait dans ces allées. On sentit alors le souffle divin et la présence du Créateur qui cheminait à travers la forêt. Il me semblait qu'avec Lui les feux de l'aurore et du couchant s'étaient inclinés vers la terre et tout en suivant les pas du Seigneur auraient trempé la végétation feuillue dans un bain d'or. Est-ce que la forêt aux couleurs royales reflète en partie la splendeur de la terre transfigurée ? «Nous attendons de toi, Seigneur, une nouvelle terre, un nouveau ciel», dit St. Pierre dans ses épîtres.

Les âmes pensives le répètent, chantent intérieurement les louanges de l'Esprit créateur et quittent la charmante forêt à l'heure crépusculaire où l'astre du jour disparaît silencieusement derrière nos hauteurs vosgiennes.

V. Kuentzmann.

Pflanzen- und Tiersagen aus alten Kräuterbüchern

Mitgeteilt von Alfred Pflieger

Der Breitwegerich und die Kröte

Breiter Wegerich (*Plantago maior*) ist gut gegen Vergiftungen: Vff ein zeit hat ein warhafftiger priester gesagt, das er gessen hat in einem summerhauss mit zweyen durchgonden thüren, vor jeder thür ein garten. Ein krot kam gekrochen in das summerhauss, zuo begeren brot zuo essen, volget nach dem geschmack nach jrer art, die sye von natur haben.

Als sie nun kumen was vff die schwel der thüren, kam von der höhe ein spinn oben herab gelauffen, gab ir einen stich, das die krot dauon ein stimm gab. Vnd sahe das etwan mancher. Dise wurden bewegt zuo sehen vnd vff zuo luogen durch die offenen fenster des summerhauss. Die sahen die krot von dem genanten krut ab beissen.

Darnach kam sie wider in gemelter massen vnd ward aber von der spinn gestochen vnd begund das kraut wider zuo essen. Da sye nun zuo dem dritten mal her wider kam, sprang einer im selben (ougenblick) zum fenster vss vnd thet das genant kraut hinweg, das sye es nit meer finden mocht. Da sye des krauts nit meer fand, blegt (bläht) sye sich, das sye von stund an starb (Hier. Brunshwig, New Distilierbuoch, Str. 1531, 45 b).

Der Ehrenpreis und der Hirsch

Ehrenbryss, das kraut in Latein *Veronica* genant, den namen im ein König von Frankreich geben hat, der dreizehen jar aussetzig vnd gar übel schmackte.

Der selbig König vff ein zeit ein jeger hett, der hett gesehen ein hirtzen, der da geschediget vnd gebissen war worden von eim wolff, daruon er auch fast schöbig an eim hindern lauff was. Der hirtz gienge nun zuo einem Eichbaum, dar dann die wurtzel Ehrenbryss wüchse, vnd asse daruon oft vnd dick vnd reib sich daran also hart, das er dauon bluetig warde, vnd legt sich darnach daruff nider.

Darnach über acht tag sahe er aber den genanten hirtzen sich iucken an einem andern end vnd sahe, das er gantz heil was worden am biss, war aber kein har wider daran gewachsen. Darumb so ist es von etlichen teütschen grundtheil genant, darumb das es heilet die frischen wunden.

Vnd also machet der selbig hirt ein kübel oder gelten vol safts vnd ging hin zuo dem König vnd bat jn, das er jm solt vergünnen, ein kleine kunst an jm zuo beweren. Das liess er jm zuo. Vnd also gieng er durch vergunst des künigs vnd netzet jm ein bein darinn vnd wüschte es damit. Dauon ward dem künig das bein zart vnd thet jm wee,

also das in der nacht ein liecht bracht warde, das beyen zuo besehen. Da war das beth voller ruffen (Schorf). Da das der künig sahe, ward er erfrewet vnd liess sich fürbass mitt dem safft das bein vnd den gantzen leib reiben, biss das er heyl ward. Vnd ward auch also rein vnd zart als ein junges kindt.

Darumb gab jm der künig den namen Ehrenbryss, das es der eren wol wirdig was (ebd. 54 b).

Der Löwe und der Ehrenpreis

Man lisst von dem Löwen, wann er vergiftet wirt von einem kleinen würmlin, ist kleiner dann ein Scorpion, diss würmlin tödtet dem lewen seine jungen, wa es darzue kumen mag. Wenn sye dann gestochen werden vnd der lew diss kraut haben mag, so legt er es vff die geschwulst gekewet. Von stund an schadet es jn nit mer vnd genesen (ebd. 55 b).

Wie die Bären den Ehrenpreis schätzen

Die beren, wan sye das kraut haben mögen, so isset er es vnd daruon wird er mager vnd fast gehertzig. Darumb macht das wasser (von Ehrenpreis), wann man es trinckt, den menschen hertzhaftig vnd freydig (kühn). Dessgleichen so ein Ber grosse Ochsen sycht, so wil er alle zeyt den feissten haben vnd ist doch verzagt, das er keinen angreifen darff. So bald er aber das kraut isset, wa er das findet, so ist er manhaftig vnd gedürstig (wagemutig) vnd greiffet es vnerschrocken an.

Der ber, so er siech ist, so ysset er Omeysen, so wirt er gesunt. Vnd darnach so ysset er ir also vil, das er sie nit verdawen mag von seiner natur, das jm von grosser hitz oft geschwindet vnd onmechtig wirt. So isset er das kraut Ehrenbryss, so wirt jm ein stuolgang vnd genist (ebd. 55 b).

Warum die Aale Ehrenpreis fressen

Man lisst auch, das die grossen grawen wasserschlangen mit denen elen, die fisch in Latein *Anguilla* genant, rögen (laichen). Vnd wann der Aal empfangen hatt, so ist er also kalt worden von der vergifften natur der schlangen, das er das wasser nit lang leiden mag. So laufft er auss dem wasser vnd suochet dieses kraut, vnd sobald er das findet, ysset er es. Also bald müssen die jungen auss jm weichen vnd sterben, ee sye geboren worden. Ist es aber sach, das er das krut nit findet, so tödten in die jungen, ee sye geboren werden. Das hat man von einem hirten erfahren, der ob den zwentzig jaren vil kreüter gekannt hat vnd die natur etlicher thier (ebd. 55 b).



A. Papst

Plauderstündchen

Warum die Skabiose Teufelsabbiss heisst

Morsus dyaboli (*Scabiosa succisa*) würt in Teütischer zungen Abiss oder teufels bis genant, darumb das sein wurzel vnden in der erden abgebissen ist. Der tüfel hat mit dises kruts wurzeln als grossen gewalt getriben, das die muotter gottes ein erbermbd darinne het vnd benam dem tüfel den grossen gewalt, das er darnach nichtz me mit disem krut schaffen mocht. Vnd von grosser grimigkeit, das im der gewalt genommen was, beiss er sie vnden ab in der erden. Also wechset sie noch vff disen tag. Vnd welcher diss krut oder sein wurzeln by im treit, demmag der teufel keinen schaden zuofügen vnd mag im ouch kein zoubery geschaden (H. Brunswig, Liber de arte distillandi, Str. 1512, 209 a).

Die Quelle für Brunswig war wohl der Strassburger «Gart der Gesundheit» (1507), der fast wörtlich sagt: «Welcher diss kraut bey jm traget oder die Wurtzel, dem mag der teufel kein schaden zufügen. Auch mag im kein zauberey geschaden von den bösen weyben» (113 b).

Brunfels deutet die bekannte Sage nur kurz an: Vnd haben auch die alten weiber hye ire fantasien, sprechen, es sey so ein kostliche wurzel, das der bösse feind soliche kostliche artzeney dem menschen vergunnet, vnd so bald sye gewachsst, beisse er sye ab, da här sye haben soll iren namen Teufels Abbiss vnd in latin Morsus diaboli. Mag

villeicht sein, das solich (die Wurzel) ab gefault oder sonst, das ich meer glaub, die natur ire wunder darinn habe (Contrafayt Kreüterbuch, Str. 1532, 91).

Wunderbare Wirkung der Korallen

Corallen wachsen in dem mer in dem land Affrica vnd der seind dryerlei: rot, weiss vnd schwartz. Ettliche meister sagen, wer Corallen in seinem huss hab, in das schlecht kein hagel. Darumb Corallen gepulvert vnd gemist mit gebrantem hirtz horn vnd getrunken mit rozen wasser benimpt die bösen tröm (Träume) vnd behüt des menschen leib vor des tüfels anfechtung. Vnd welcher Corallen by im treit, der ist sicher, das im kein zoubery noch böse gespenst schaden mag. Die Corallen werden vss dem mör gebracht alss ein ast vnd sie synt guot für gespenst an den halss gehenckt vnd ist guot für den hagel vnd vngewitter... Darumb so haben die alten disen stein gestossen vnd vff das feld vnd äcker geworffen oder an die boum gehencket, vff das sie nit empfündent den schaden des hagels. Sie seint ouch grusam den teufeln vnd das vileicht darumb: Dann zum dickern mal habent sie äst vnd zincken, welche gleich seint einem krütz.

Dessgleichen wir offenlich sehen in dem lant Norwegen, da wonen seint etlich teufel verstossen vss dem reich gotz, genant Drollen, zu vermeiden das vssziehen der ancker der dargelenten schiff, so die teil der äncker des schiffs bestrichen werden mit dem bech, daryn vermengt gestossen rot Corallen. Ob das nit geschehe, vil der schiff vnd der menschen verdürbent, so sie die äncker der schlaffenden menschen by nacht erledigen werent. Darumb so werdent die roten Corallen von den vernünftigen weissen frowen den kindern an halss gehencket vnd vmb die arm gewunden, zu vermeiden vnd für zu kommen böse betrügliche gespenst der bösen geist (H. Brunswig, Liber de arte distillandi 1512, 209 a).

Im «Nüw buoch der rechten Kunst zuo distillieren» (Str. 1509) erzählt er, dass er die Mär von den Drollen von einem schwedischen Kaufmann hat: Ich hab gesehen ein frommen kaufman vss schweden, der mir gesagt hat, wann man gestossen rot corallen vnder schiffbech mengen ist vnd die seil dar mit bestreicht, so mügent die geist des lufttes oder der erden, genant trollen, die ancker des angehefften schiffs mit dem seil nit vss ziehen. Wo das nit wer, oft vnd dick würden dye angebunden schiff entlediget, das vil menschen darvon verderben (32 b).

Von der Schöllwurz (*Chelidonium*)

Von dieser Pflanze erzählt der Botaniker Otto Brunfels nach Aristoteles: Disses kraut hat sein namen im Kryechischen vnd im Lateinischen von

den schwalben. Darumb das es in zuokunfft der schwalben anfacht blüen vnd ym sein rechte krafft kommet. Zuom andern das es die schwalben auch brauchen, iren jungen die augen damit vffzuothuon. Dahär man von erst abgenommen vnd ermesen, das es auch der menschen augen sol dyenstlich sein. Solt vil billicher Schwalbenkraut vnd Schwalbenwurtz genennet werden. Man mey net auch, wann die schwalben wider hynweg flyegen, das es alsdann sein kostliche krafft verlyere (Contrafayt Kreüterbuch 1532, 132).

Der Fenchel und die Schlangen

Die schlangen wann sye ire haut wöllen abzuehen vnd ynen ir gesicht widerumb schörpffen, so tragen sye zuosammen Fenchelkraut vnd reiben sich damit, alsdann werden sye wider erneuert. Vnd dahär kumpt es, das auch die menschen wargenommen, das disses kraut den augen sonderlich dyenstlich ist vnd ein augenkraut genennt (nach Dioskorides, ebd. 203).

Die Raute und das Wiesel

Gleicherweis wie die Hirtzen den Diptam, Schöllwurtz die schwalben, die schlangen den fenchel vnd die störcck den Dost haben erstlich angezeygt den menschen, also ist man auch der Rauten krafft durch das wysselein innen worden, welches, wann es wil ein kampf besteen mit den schlangen vnnnd den meüssen, so isset es zuouor wein Rauten, damit jm das gyfft nicht schade. Dahär kompt es, das es ein sonderlich antidoton würt für alles gift (ebd. 208).

Die Störche als Erfinder des Einlaufs

Wer wolt den menschen gesagt haben, wie das es so ein köstlich Artzeney were, den leib auffthun durch Clyster, wann nit das selbig erstlich war hetten genomen die alten Egyptier bey den Störcken? Deren in Egypten wunderbarlich viel seind vndt bey einer hohen Straff kein Storck etwa ist getödtet worden.

Die Störcke, wann sie sich selb etwas vbel entpfinden, so fassen sie jre hals vol Mörswassers vnd lassen das selbig mit jrem langen schnabel in den hinderen, purgieren sich der massen. (Brunfels, Kreuterbuch contrafevt, beide Theil vollkommen, Franckfurt 1546 Einl. Blatt Aa IIII a).

Von Hirsch, Eidechsen und Schlangen

Pfeil, Eisen, Dörne, Stachel ausser fleisch ziehen mit vbergelegten Kreütern ist auch nit alwegen bewisst, sonder vonn den hirtzen wargenommen, welche, wann sie geschossen, suchen sie den Diptam vnnnd damit thun sie jnen rat. Desgleichen wann sie von einer giftigen spinne geschädigt, Phalanpion genent, oder sonst einem



A. Papst

Feierabend

anderen, gehn sie in die bach vnd essen krebs, so seind sie wol behütet. Vnd solchs thund die Egglisen (Eidechsen) auch, wann sie von den schlangen geschädiget.

Ausser dem Fenchel lieben die Schlangen auch den Wachholder: Mit dem Wachholder schüpen sie sich vnd reinigen den Balg (ebd.).

Die Blume der hl. Odilia

Auf eine verschollene altelsässische Legende, welche den schönen Rittersporn mit der hl. Odilia zusammenbringt, spielt der Strassburger «Gart der Gesuntheit» (1507) an: Rittersblumen dry in jungfrawen wachs gewirckt und an den Hals gehenckt vnd domit sant Otilien eyn messe gefrömt oder dry almuosen vmb iren willen geben oder dry pater noster gebet oder drey gotts dienst alle gethan, seyn augen blyben gesunt, die wyle der mensch lebet.

Vnd etlich nemen diser bluomen ein büschlin vnd hencken sye über die thür der stuben oder camern, vff das sye darin sehen mögen. Dise bluomen hat die liebe jungfrawe sant Otilia sonderlichen in eren gehabt, do von jnen dann sölicher gewalt kemen ist (50 a).

Der tiefere Grund liegt wohl in der schönen, blauen Farbe. Darauf spielt Brunfels an: Rittersporn seind also lustig blaw gefeuret, das sye auch

dem gesycht ein freude geben, das selbig bekreff-
tigen vnd stercken, so man sye oft ansyht. De-
renhalben dann die geleerten, so ire augen hefftig
brauchen mit studieren, diss kraut hoch in eeren
haben, auch vff hencken an ort vnd sondere stett,
da sye studieren, damit sye soliche stätigs im ge-
sicht haben (Kreüterbuch contrafayt vollkum-
men. Str. 1534, 12). Auch im Herbarium kommt
er auf die wunderbare Kraft der Pflanze zurück:
Consolida regalis, Rittersporen. Ab studiosis in
precio habetur una cum Ruta. Siquidem credunt
illius crebro intuitu, nunquam se ex oculis labora-
turos. Quare in musaeis suspendunt suis (Herba-
rium, Argentinae 1539, 84).

Bei Brunfels kommt schon der Skeptizismus
des aufgeklärten Naturforschers zum Durchbruch.
Er glaubt nicht mehr recht an die naiven alten
Geschichten und belächelt den Glauben an die
fromme Legende, dass unser Herr Jesus das
Kräutlein Ysop mit seiner göttlichen Hand selbst
gepflanzt haben soll. Er erblickt jedoch in diesen
Aeusserungen des Volksglaubens einen untrüg-
lichen Beweis für die Hochachtung und Wertschät-
zung der heilkräftigen Kräuter durch unsere Vor-
fahren: «Vnd hetten sie etwas grössers gewisst
vnd geglaubet denn Gott, es were durch sie den
Kräutern auch zugeben» (Kreüterbuch Contrafeyt
1546, Einl. Aa II b).



Photo Jap

Neunkirch, Annakapelle

Vom Lochen und von alten Grenzsteinen im Rheingebiet

Von Eugène Karleskind

I.

Das Lochen gehörte vor der Grossen Revolution zu den wichtigsten Geschäften der Gemeindeverwaltung. Unter Lochen, Lochung, Steinsetzung oder Markung verstand man die Besichtigung und Festlegung der Banngrenzen oder Bannscheid. Der Schultheiss, die Heimbürger und die Gerichtsleute — diese auch Markschöffen oder Scheidsmänner genannt — versammelten sich im Gemeindehaus, oftmals auch in der Dorfmühle oder im Ziegelhof, umgingen den Bann, untersuchten die einzelnen Grenzzeichen und führten über den Vorgang sorgfältig Protokoll. Bevor die Dorfverwaltungen selbständig arbeiteten, wurden die «louchen oder gemercke» (14. Jhd.) durch Verträge und Vergleiche geregelt. Später mit der fortschreitenden Entwicklung des Gemeinwesens bis etwa zum Dreissigjährigen Kriege wurde das Lochen auf «kerfweise auseinander geschnittene» Lochzetteln geschrieben. Im 18. Jhd. bediente man sich meistens der Lochbücher und Lochverzeichnisse, in welche die Lochen mit ihren besonderen Merkmalen und den Entfernungen (Abmessen, Stationen) eingetragen wurden. Gemessen wurden die Strecken mit Ketten und Stecken und dieselben nach Klaftern (deutsches und franz. Mass) berechnet.

Je nach der Wichtigkeit und der Beschaffenheit des Geländes stand an der Banngrenze ein Lochenstein (eingehauener Bergstein), ein Lochenfahl oder ein Lochenbaum (lebender Baum). An der Bannscheide, wo zwei oder mehrere Bäume zusammenstiessen, wurde gewöhnlich ein grösser drei-, vier- oder fünfeckiger Stein errichtet. In diese Lochsteine waren die Jahreszahl der Lochung oder der Bannerneuerung und das Dorfzeichen oder manchmal auch das herrschaftliche Wappen eingemeisselt. Unter den Grenzstein legte man eine bestimmte Anzahl von Ziegelstücken, Wackensteine, Backsteine oder Kohlen: Zeugen oder Gezeugen. In den Baum oder Pfahl wurden Striche (z. B. «ein eich mit fünff kerben gehauwen») römische Zahlen, Vierecke, Kreuzzeichen u. ä. (Kerben, Schnatten, Klaffen) eingeschnitten oder eingebrannt. Daher nannte man diese Grenzzeichen Lochbaum, Lochfahl und Lochstein. Das Wort Loch wird vom altd. lāh = lache, d. h. ein in einem Baum eingehauenes Zeichen abgeleitet. Wir lesen bei J. J. Beck, Tractatum de jure limitum (1739): «die natürliche (Grenzen) sind . . . bäum, welche man die lochen oder lochbäume, von den löchern, die man kreuzweisz darein hauet und ausbohret, zu nennen pflegt.»

Besonders schwierig war die Grenzbestimmung im Gebiet der Rheingewässer. Man muss sich den Rheinlauf vor der Regulierung, also vor 1850 vergegenwärtigen, um das Lochen in einem Altwassergelände wie z. B. an der Banngrenze Rust-Rheinau-Sundhausen zu verstehen. Nicht selten wurden ganze Gewinnstücke vom Rhein eingeosset oder neue Gründe aufgeworfen. So wurde durch den Einbruch des «gefrässigen» Rheines in den rechtsrheinischen Bann Kappel die Banngrenze von Rheinau bis vor dieses badische Dorf erweitert. Der Bischof Erasmus von Strassburg beurkundete am 23. Sept. 1542 einen Vergleich, laut welchem der strittige Bannteil nach den Rheinrechten der Stadt Rheinau zugesprochen wurde: «was also der Rhein inen von Cappel abgeosset hette, das derselbig bezirck furtherhin zu iren deren von Reinow Bann gehorig sein und pliben solt.» In allen späteren Grenzstreigkeiten und Grenzabkommen, wo das übrerrheinische Gemeindeeigentum von Rheinau in Frage stand — noch im 19. Jhd. — stützten sich die Rheinauer Ratsherren auf diese Urkunde.

Waren die Lochsteine versunken, die Kerben der Bäume ausgewachsen und die alten Grenzen überhaupt nicht mehr zu erkennen, wie dies am Rhein infolge der häufigen Ueberschwemmungen und der endlosen Kriegszüge öfters der Fall war, so bezeichneten die zwei ältesten Gerichtsschöffen der Dörfer die mutmasslichen Grenzstellen, und daraufhin wurde durch das Los entschieden, zu wessen Gemeindevorteil die Lochung vorzunehmen sei. Aus einer Gemeinderechnung des Jahres 1713 (Rheinau) erfahren wir, das jeder Ratsherr «wan selbiger im lochen stehet, des tags 4 Schilling zu seiner Jahresbesoldung» erhalten hatte.

Bei solchen Abgrenzungen ging es nicht immer so brüderlich und freundnachbarlich her. Im 15. Jhd. kam es zu ernstest Auseinandersetzungen zwischen Rheinau und Diebolsheim wegen einer Schluth in der Gewinn «Schmittsau» beim Taubengiessen, wo «von altersher die bannscheidt» war: das reissende und schädliche Wasser hatte «den giessen questionis also verändert, dass kein theil in der solchen Entscheidung (also 300 J. später 19. 10. 1711) mehr zurecht finden können und solcher dazumahlen von obgen. Gemeinde Diëbolsheim zum halben, von der gemeind Rheinau aber zum gantzen Theil angesprochen worden.» Nicht weniger interessant ist ein kleiner Grenzfall zwischen Friesenheim und Rheinau im Jahre 1761. Hier handelte es sich um die Allmend «Gauchboden» beim «Oberen Neugeländ», wo 1580 die letzte Steinsatzung stattgefunden hatte.



Alte Rheinauer Briefsiegel

oben : Siegel der Stadt Rhinowe (16. Jahrh.)
unten : Siegel mit dem Dorfzeichen, den Rhein darstellend

Vermutlich hatte einmal in früheren Zeiten an dieser Stelle — wo übrigens ältere Grenzverschiebungen nachgewiesen werden können — der gewaltige Rheinstrom einen neuen Grund den Rheinauern zugeschoben. Im Jahre 1811 liess die Gemeinde Friesenheim den «Gauchbotten» auspählen, und 1835 verkaufte ihn (eine 50 Ar grosse Wiese) der Eigentümer Georges Kaag an das Spital in Rheinau. Wie bereits gesagt, war das Loch mit den übrerrheinischen Dörfern (Nonnenweier, Wittenweier, Kappel, Rust) äusserst schwierig und gefahrvoll. Mit der badischen Gemeinde Kappel musste Rheinau am 24. Januar 1741 wegen der Steinsatzung einen gütlichen Vergleich abschliessen, da «am Cappler Grün, allwo das rheinauer fahrschiff dermahlen anländert», die gantze Umgebung der Eltz eingeost und die Lochen und Hintermesse abgegangen waren.

Wichtige Grenzsteine wurden in Anwesenheit des Amtmannes gesetzt. So war (Gemeinde Rust, Ober-, Niederhausen, Schönau, Sundhausen und Rheinau) im Jahre 1755 der ortenauiische Amtmann Wilt zugegen. Als im Kanton Trueb (Truby) 1768 «mitten in eine Heck auf dem Keiserströssel» (Herbsheim, Obenheim, Boofzheim) der neue dreibannige Grenzstein gesetzt wurde, waren der Commissarius Languian vom Hohen Rat in Colmar und der Rechtsgelehrte Peronel geladen. Louis François Leflo de Kerleau, capitaine aide-major du Corps des Grenadiers de France (damals im

sogen. «Schlüssel» in Boofzheim wohnhaft) legte den Grund zu diesem Stein. Auch das Dorf Friesenheim hatte zu seiner Lochung mit Rheinau 1784 den Amtsverweser des Amtes Benfeld François Antoine Andlauer «expresse requiriert».

II.

Im Jahre 1930 schrieb mir der ehemalige Minister Reibel (seine Familie stammt aus Rheinau) u. a. folgendes : «J'ai toujours sur mon bureau un sceau de cette ville portant avec l'indication «RHINAU» ces armoiries : un écu uni traversé par une bande «d'eau courante (le Rhin)». Diese Erklärung des Rheinauer Dorfzeichens ist richtig. Es handelt sich nicht um das herrschaftliche Wappen der alten Stadt Rinowe (Bischof von Strassburg), sondern um das Bild des Rheinlaufes. In der Lochung von 1776 heisst es : «ein Stein gesetzt mit dem rheinauer Rheinstrom». Wir sehen dieses Dorfzeichen in einfacher Form als Siegel vorzüglich auf Ausweispapieren (beg. 18. Jhdt.) und als Briefverschluss in etwas verschönerter Aufmachung. Ueber der Halle der Mairie in Rheinau ist das Dorfzeichen in Stein gehauen. Das herrschaftliche Wappen der alten Stadt Rinowe (Madonna mit Kind) auf die kleine Fläche eines Bannsteines zu meisseln, wäre schon ein Meisterstück gewesen !¹⁾ Ein alter Bannstein mit der Jahreszahl 1584 und den noch guterhaltenen Dorfzeichen von Rossfeld (Rosseisen) und Friesenheim (Schaufel) steht in der sagenumwobenen Gewann Königsherg bei der Witternheimer Bannscheid. Coste vermutete in dieser Gewann eine schwedische Grabstätte, und Nicklès fand in der Nähe die Spuren des Heidensträssels Nr. 4 des Territoriums von Helvetus (Ehl). Auch das Dorf Boofzheim führt ein Rosseisen in seinem Dorfwappen oder auch — wie eine Lochung von 1574 zeigt — eine Rührhau. Einen Grenzstein mit diesem Dorfzeichen fand man 1727 in der Gewann «Niedere Neugeländ» im Rheinauer Bann. Das Lochbuch von Obenheim beginnt mit folgender Grenzbeschreibung : «über den grumengraben hinüber gegen den bannstein, so im scheidt der treybäumen steht und durch uns trey heut dato den 3ten may 1768 durch die Gemeind Boofzheim, herbsheim, Obenheim gesetzt wordten auf sieben wackenstein und mit Einem rosseisen der seith Boofzheim, der seith obenheim ein O dadurch ein Strass (d. i. —), herbsheim ein pflugeisen gezeiht worauf die ruthe den bannzug geschiedten.» In der Lochung Friesenheim-Witternheim lesen wir (1728) : «wappen von Wie-

¹⁾ Das bischöflich herrschaftliche Wappen der alten Stadt Rinowe zeigt die Gottesmutter auf einer Bank zwischen zwei Türmen (Stadttor?) sitzend. In der rechten Hand hält sie 4 Blütenstengel. Die Blütenhüllen sind fünfblättrig. Links das Kind stehend. Das Bild bei Schönhaupt, Wappenbuch der Gemeinden des Elsass, Str. 1900 ist falsch.

derenheim ein Wolfsangel; von friesenheim ein schaufel (1746); gegen Rhein ein Strass und ein H und S (Heidensträssel), herbsheim ein pflugesen (1760). In der Gewann Heidensträssel liegen die in Botaniker-Kreisen unter dem Namen Belle-Source bekannten Herbsheimer Donnerlöcher.

Vor drei Jahren stiessen wir mitten in einer Wiese hinter dem Dorfe Friesenheim gegen den Rhein zu (Gewann «Obere Neugelände» Rheinauer Bann) auf einen hohen Stein, über dessen Herkunft uns niemand Bescheid geben konnte. Dieser Stein trägt die Buchstaben RM und die Jahreszahl 1772. Wir nahmen zuerst an, dass es sich um einen Meilenstein des in der Nähe vorbeiziehenden Mühlsträssels handle. Dieses führte zur ehemaligen Rheinauer Mühle an der Sundhauser Banngrenze. Der fragliche Stein steht auch in keiner Steinsatzung oder Bann-Erneuerung, und im Jahre 1772 hat mit Friesenheim keine Lochung stattgefunden.

Bekanntlich bestimmte der Westphälische Frieden (1648) den Talweg des Rheines als Hoheitsgrenze («le grand Rhin faisant la séparation des Souverainetés suivant les traités»), ohne jedoch die Banngrenzen der Ufergemeinden zu verändern. Der wilde Strom warf aber neue Inseln und Sandbänke auf und zerstörte die alten. So wurden — wie wir eingangs unseres Artikels gesehen — die Grenzen der Dörfer öfters verrückt und damit eine Reihe von Grenzstreitigkeiten heraufbeschwo- ren. Im Jahre 1769 versuchte man eine neue Grenzfestsetzung unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Banngrenzen vorzunehmen. König Ludwig XV. beauftragte den Kriegs- und Grenzkommissar François Bernardin Noblat mit der Regelung der Eigentums- und Bann- und Grenz- grenzen der Ufergemeinden des elsässischen Rheines («des communautés des riverains du Rhin d'Alsace»). Sagen wir es gleich vorweg: die nach Noblat benannte Kommission schloss ihre Akten im Jahre 1790, ohne das gesetzte Ziel erreicht zu haben. Sie vermochte keine Lösung dieser sehr schwierigen Grenzfrage, die übrigens heute noch fortbesteht, zu bringen.

Der erste feste Grenzpunkt im Rheinauer Abschnitt lag in einem Schwemmland des Rheines, wo die Bänne der fünf Dörfer Rust, Ober-, Niederhausen, Schoenau und Sundhausen zusammenstiessen. Dieser Platz war ungeteilt und hatte eine Grösse von $\frac{1}{2}$ Arpent, d. s. etwa 5 Ar; er trug den bezeichnenden Namen Niemandplatz («place à personne»). Auch bei dem schon erwähnten Herbsheimer Heidensträssel treffen wir ein ungeteiltes Niemandland an: «der platz des heidensträssels soll keiner gemeint zuständig sein.» Alle «Partikularen, welcher guether daran stossen, können das Gras darauf abmähen» (Steinsatzung von 1760). Von dem fünfeckigen Grenzpfahl im Niemandplatz nahm die Kommission Noblat unter Leitung des Geometers Pétin die Teilung der fünf Bänne



Photo A. Imbs

Herbststimmung

vor. Der Bericht zu den Grenzplänen datiert vom 15. Februar 1772. Um die einmal festgelegten Grenzzeichen in diesem unbeständigen Rheingelände sicherzustellen, wurden Querlinien (Transversale) über den Rhein gezogen. Hohe Steine, Rheinmarken genannt («rheinmark ou marque du Rhin») wurden an den Endpunkten im offenen Felde errichtet: nous avons pour assurer et en faire connaitre dans tous les sens, «la vraie position fixe des Nos. . . . par des lignes transversales aux extrémités desquelles nous avons fait planter des bornes hautes et apparentes de droite et de gauche du Rhin.»

Zu diesen Rheinmarken zählt auch der rätselhafte, hohe Stein bei Friesenheim. Die Stelle des Berichts zu dem Grenzplan lautet: «La quatrième ligne transversale part de la borne No. 363 plantée dans le ban de Rheinau sur le bord extérieur du canton de terre dit Obéréneügeländer, marquée des lettres RM et du milliaire 1772 et de là traversant par un allignement de 223 degrés 20 minutes, des paturages, prés et bois, le grand Rhin avec ses différens bras et isles de herrenkopf, dasgeschläfer et Saukopff va en ligne directe au point No. 337 distant de la borne No. 363 de 552 perches 6 pieds de la traversant par un alligne-



Simson, Kopf des Kanzelträgers in Ebersmünster

ment de 224 degrés 30 minutes la rivière d'Eltz un paturage, des bois, le canal du moulin, des terres et des prés, jusqu'à la borne No. 364 marquée comme la précédente laquelle a été plantée sur un petit rideau dans le ban de Ruest à 159 perches 11 pieds du point No. 337». Die Strecke über den Rhein von Friesenheim bis zur badischen Rheinmarke war also rund 5 Km. lang.²⁾

Erwähnen wir noch einmal zum Schluss den Gewinnstein der sogen. Vater-Unser Quelle in einem Donnerloch des Neugrabens (Gewann Osterloch, Bann Friesenheim). Dieser steht direkt im Wasser und trägt folgende Inschrift :

Vorderseite :

ES IST ERLAU
BT ANDISERQUE
LLE WASSER ZU
SCHÖPFEN ABER
IDERMANN KAN
MIT MIR AUSRU
- FEN - FATER

rechte Seite :

UNSER
DER DU
BIST IN DEN
HIMMELN
GEHEILIGE
T WERDE DEIN
NAME
1867

Wer diesen Stein gesetzt hat, wissen wir nicht. Man erzählt uns, dass diese Donnerlöcher schon früher den Namen Vater-Unser-Quelle trugen. Vermutlich hatte ein Mensch nach dem Genuss des sehr kalten Wassers den Tod gefunden. Im Kriegsjahr 1917 haben russische Gefangene den Graben erweitert und tiefergelegt (Neugrabens!), so dass jetzt der Stein ganz unter Wasser steht. In der Nähe stiess man bei Baggararbeiten auf Brückenpfähle.

Man muss sich wundern, dass die Lochbücher, welche wirkliche Fundgruben für die Topographie und Geschichte unserer Rhein- und Rieddörfer sind, bis heute so wenig Beachtung gefunden haben! Mögen nun weitere Forschungen über unsere Dorfgrenzen folgen. Der erste Stein ist gesetzt.

²⁾Herr F. Baldensperger-Sundhausen teilt mir mit, dass der von mir angegebene Stein in der Gewann «Unterried» mit der Inschrift R'M und Jahreszahl 1773 im Kanton Schulzemätt noch vorhanden ist.

A son Excellence Monseigneur le Maréchal d'Empire Kellermann

Le peuple voit, à ton passage,
Un grand héros de notre tems ;
Tu vainquis toujours sans ravage,
Tu mis des digues au grand torrent.
Tu sus te porter à la cime,
Et par le calme et les exploits,

Ne flattant jamais aucun crime,
Qui blessait l'honneur et ses lois.
Reçois, héros, ces foibles odes,
Qu'on chante en ces champêtres lieux ;
De VALMY jusqu'aux antipodes
On t'en fera, mais beaucoup mieux.

Par les paroissiens de Lutterbach et
Augustin KALT, curé desservant.

Imprimé d'après les vœux du Sr. STRUCH, Maire de Lutterbach, en témoignage de sa reconnaissance envers son auteur.

Theater im Lothringer Dorf

Von Agathe Plützer

Unter dem mächtigen, weiterverzweigten Nussbaum, der einen grossen freien Platz vor dem Wirtshaus überschattet, steht das wandernde Haus der Theaterspieler, ein solider, grüngestricher Wohnwagen. Ein hochgewachsener, helläugiger, sehr gut angezogener Mann spricht mit einer zierlichen, etwas fremdartig scheinenden Frau: um deren kleines braunes Gesicht mit der keck aufgestülpten Nase wuchtet eine Masse krauser, schwarzer Haare, die samtdunklen Augen blitzen und funkeln um die Wette mit den grossen Goldreifen in den Ohren. Sie trägt über einem schwarzen Rock eine tiefrote Bluse. Im sonnenwarmen Sand spielt ein etwa vierjähriges Mädchen, das seiner kleinen Mutter sehr ähnlich sieht. Dann ist noch ein Bübchen da, kaum zwei Jahre alt mit hellen Locken und des Vaters blauen, lebensvollen Augen.

Ein junges Mädchen geht vorüber, neugierig sieht es zu dem Wagen hin: der Theaterdirektor, Charles Arbogast, macht eine tiefe Verbeugung, kommt näher und sagt: «Ich nehme an, dass Sie die Lehrerin sind, wenn es Sie interessiert, möchte ich Sie bitten, sich unsere Wohnung anzusehen!» Mit einladender Gebärde schiebt er ein Treppchen zum Hineinsteigen hin. Die Lehrerin tut ihm den Willen. Sie kann sich nicht genug darüber wundern, wie vorteilhaft der beschränkte Raum im Wageninnern ausgenutzt ist. Den Hauptplatz nimmt das Bett ein, neben dem ein kleines, eisernes Kinderbett steht. An der Wand gegenüber steht ein grosser Nussbaumkleiderschrank, etliche Rohrstühle, ein blanker Küchenherd, einige Kochgeräte vervollständigen die Einrichtung.

Hinten im Wagen ist ein Verschlag für die Magd. Die fünf jungen Leute, die Arbogasts Truppe ausmachen, schlafen in der geräumigen Scheune des Wirtes, jeder ist im glücklichen Besitz einer Seegrasmattmatze und einiger Wolldecken. Das erzählt der schlanke Mann mit den lachenden Sonnenaugen. Schüchtern mischt sich die kleine Frau ins Gespräch: «Entschuldigen Sie, Fräulein, unsere Frida möchte Ihnen so gern ein Händchen geben!» Glückstrahlend sieht das niedliche Kind mit den zutraulichen Rehaugen zu der Lehrerin auf: «Gehst du auch bald zur Schule,» fragt diese freundlich und streichelt den dunkelschimmernden Lockenkopf. «Ja», sagt anstatt des Kindes die Mutter, «in anderthalb Jahren müssen wir das Kind von uns geben, wir tun Frida nach Strassburg, wo ich einen Bruder verheiratet habe, ich selber bin bei mindestens hundert verschiedenen Lehrern und Lehrerinnen in die Schule gegangen, bei den meisten nur ganz kurze Zeit. Das

klingt unglaublich, aber es war wirklich so: meine Eltern fuhren auch von Dorf zu Dorf, da hatte ich ein Wanderbuch, in welchem mir die betreffende Lehrperson jedesmal den Schulbesuch bescheinigte. Etwas Gutes kam ja nicht dabei heraus, und jetzt ist das auch nicht mehr gestattet, unser Kind aber soll mehr lernen als seine Mutter.

Die Lehrerin meint, es wäre doch ein herrliches Leben, so frei und ungebunden das Land durchziehen zu können. «Ja, da haben Sie nun ganz recht,» stimmt Charles Arbogast mit leuchtenden Augen bei, «ich könnte mich nie an ein sesshaftes Schollenleben gewöhnen, die Wanderlust steckt mir im Blut, auf den Brettern bin ich geboren, auf den Brettern will ich einmal sterben.» Er wirft stolz die Schultern zurück und reckt dann seine birkenschlanke Gestalt in die Höhe. Die Lehrerin geht ihres Weges weiter, um den Wagen aber, der eine wunderbare Anziehungskraft ausübt, sammelt sich die ganze Dorfjugend an.

Der dicke, gutmütige Sonnenwirt spielt sich als Kunstbeschützer auf; unentgeltlich überlässt er dem Direktor für die paar Theatervorstellungen seinen grossen Saal. Im Schweiss ihres Angesichtes — kein Wunder bei der Augusthitze — zimmern die jungen Leute die Bühne zurecht. Man merkt, dass sie Geschick dazu haben, und unter dem Kommando des Direktors geht die Sache wie am Schnürchen. Da ist der erste Held und Liebhaber, Jacques Diebolt, ein schlanker, geschmeidiger Junge. Um sein kreideblaues, sommersprossiges Gesicht züngeln lange, kastanienbraune Locken. Diese echte Künstlermähne ist sein höchster Stolz, im Dorf nennen sie ihn «das Mädchen». An der schmalen Rechten fehlten ihm drei Finger, ein Grund, dass er keine andere Beschäftigung fand. Er hält etwas auf sich, der arme Junge, sein Anzug ist immer ordentlich, und nie zeigt er sich ohne sauberen Kragen. Unbeschadet der fehlenden Finger ist er des Direktors rechte Hand.

Der treuherzige Matthias mit dem ähngelben Haar, dem rötlichen Gesicht und den auffallenden O-Beinen, ist ein waschechter Trierer. Sein linker Arm ist steif, aber mit dem rechten vollbringt er wahre Kraftleistungen. Ein blauweissgestreifter Trikot umschliesst seinen Oberkörper. Diesem Umstand verdankt er den Namen «Zebra».

Auf einer Leiter hockt der immer lustige Eddi, der Komiker der Theatertruppe. Schnell dreht er sich eine Zigarette. Der Direktor sieht gerade nicht her, er spricht im Rahmen der Saaltür mit dem hemdärmeligen Wirt, der sein rotes, schwitzendes Gesicht ständig mit dem roten Taschentuch trocknet.

An einem Fenster lehnt der schwarzlockige Peter, weltvergessen lässt er seinen Blick über die mit blauen Früchten beladenen Pflaumenbäume im Wirtsgarten ins Weite hinausschweifen. Er denkt an eine ferne, kleine Stadt, an eine alte Frau, die seine Mutter ist, die er einst im Trotz verlassen hat.

Hinten in der Ecke hämmert unverdrossen der fünfte Bursche, der seines kürzeren, rechten Beines wegen der «hinkende Kater» heisst, sonst aber wird er Léon genannt und ist von Geburt ein Schweitzer. Seine Kunstreisen haben ihn auch ins Lothringerland geführt.

«Allons, Kinder, nicht gefeiert,» dröhnt des Direktors sympathische Stimme von der Tür herüber, und nähertretend zitiert er: Von der Stirne heiss rinnen muss der Schweiß, soll das Werk den Meister loben — — — Als gebildeter Mann, als Theaterdirektor kann er natürlich Schillers Glocke auswendig. Und das Werk lobt denn auch den Meister. Kritisch prüfend steht Arbogast vor der fertigen Bühne, fast zärtlich gleitet seine Hand über den alten, roten, stellenweis schon geflickten Vorhang, ja, er ist leider verblichen, hat manchen Sturm ausgehalten, aber beim abendlichen Lampenschimmer nimmt er sich noch prächtig aus. Befriedigt von seiner stillen Musterung wendet er sich dem Ausgang zu: «Kommt, Kinder, habt eure Sache brav gemacht!»

Die Theaterleute haben sich schnell das Zutrauen und auch die Achtung der Dorfleute erworben, besonders den grossen lebhaften Mann hat jeder gern, dessen tiefe Stimme so zart klingt, wenn er mit seiner Frau und mit seinen zwei Kindern spricht.

Es versteht sich von selbst, dass sich alt und jung mächtig für das grüne Räderhaus und seine Bewohner interessiert. Die Bauern, die sonst so zurückhaltend sind, zeigen sich den Leuten gegenüber von ihrer freigebigsten Seite. Gemüse — Salat und Kartoffeln gibt man der kleinen Frau umsonst, man müsste sich ja schämen, ihr etwas abzunehmen. Im Krämerladen, wo sie ihre täglichen Einkäufe besorgt, bekommt sie gratis die Kohlen, mit Freude stellt sie fest, dass sich auf diese Weise das Leben im Dorf hier recht billig gestaltet. Und mit Freude hantiert sie an ihrem Herd herum, denn kochen tut sie immer selber. Die etwas schlampige Magd ist für die groben Arbeiten da.

Direktor Arbogast schreibt tagsüber viel, die Theaterstückchen modellt er nach seinem Geschmack um, er passt sie seinen immerhin beschränkten Verhältnissen an. Der blasse Jacques, den die kleinen Kinder wegen seiner Mähne fürchten, schleppt sich in seiner freien Zeit mit dem Bübchen herum oder bastelt Spielzeug. Die andren besorgen die Pferde und machen sich auf andere Art nützlich.

In einem Meer von Licht und Glanz ist die Sonne untergetaucht, die Dämmerung legt sich wie eine liebkosende Hülle um Dächer und Giebel, am Himmel erscheinen die silbernen, unsterblichen Sterne. Mit Trommelwirbel und Trompetenschall zieht der Direktor mit seinen Leuten durchs Dorf, und hintennach die ganze, ungeheuer begeisterte Schuljugend. Die volltönende Stimme des Direktors verkündet den auf der Strasse Stehenden einen frohen genussreichen Abend.

Um acht Uhr geht die Vorstellung an. Hinter den Kulissen herrscht reges Leben. Jacques Diebolt hält in seiner Linken einen zerbrochenen Spiegel, sorgfältig schminkt er seine schmalen, blassen Wangen. Der lustige Eddi hat sein Gesicht indianerhaft bemalt, seine grünlichblauen Frackschösse schleift er auf dem Boden nach.

Der geräumige Saal ist mit schlechtgeputzten Petroleumlampen beleuchtet. Dass einige davon tropfen, so dass sich auf dem Boden nach und nach eine kleine übelriechende Lache bildet, ist weiter nicht schlimm, die Bauern sind nicht viel Gutes gewöhnt. Langsam kommen die Theaterbesucher angerückt: verwitterte Männer mit lederharten, tiefbraunen Gesichtern, die einen in blauer oder grauer Bluse, die meisten aber in Hemdärmeln, alle mit der geliebten Tonseife zwischen den Zähnen. Die Bauernfrauen, abgehetzt, weil man sich mit der Arbeit so sehr beeilen musste, um zeitig fertig zu werden. Da sitzen sie nun — erwartungsvoll, in dünner leichter Kattunjacke, mit unheimlich glattgestrichenem Haar und sauberem Fürtuch. Es erscheinen die Burschen und die Mädels, die «mitsammen gehn», die Burschen in grüner oder blauer Joppe mit schiefgesetztem Schneppenkappchen, das ihnen ein verwegenes Aussehen gibt. Zu Ehren dieses seltenen Tages genehmigen sie sich eine Zigarre. Die Mädchen, verschämt, befangen, die sonnenbraunen Gesichter in tiefe Glut getaucht, haben fast all weisse Blusen an mit Spitzenkragen. Bei keinem fehlt das kokette Zierschürzchen. Das modisch hochgekämmte Haar ist mit Kämmchen und Spängchen geschmückt.

Bald sind die unbequemen Bänke besetzt, und an den Wänden staut sich die Masse der Minderbegüterten, denen dreissig Pfennig für einen Sitzplatz zuviel ist. Immer noch kommen Nachzügler. Einstweilen ertönen die einschmeichelnden Walzerweisen aus Lehars «Lustiger Witwe», die Burschen summen mit wiegendem Oberkörper die Melodie mit. Man beginnt, so langsam in Stimmung zu kommen.

Ein Klingelzeichen ertönt, der Lärm verstummt, feierlich Stille legt sich über den Raum. Alle Augen hängen in unerhörter Erwartung und Spannung an dem roten Vorhang. Der Direktor tritt jetzt hervor, mit königlichem Anstand begrüsst er die Versammlung, dankt in herzlichen



R. Küven

Hungerberg bei Drulingen

Worten für das zahlreiche Erscheinen und bittet mit tieferster, der Situation angepasster Stimme um Ruhe während der Vorstellung.

Langsam und lautlos geht der Vorhang in die Höhe, das Spiel beginnt. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt die ländliche Bevölkerung den aussergewöhnlich packenden Vorgang. In jedem Gesicht spiegelt sich die naive Anteilnahme an dem grauerregenden, gruseligen und tränenreichen Ritterschauspiel, und in jedem anders. Sicher hätte ein Maler hier reiche Auswahl in Studienköpfen gefunden. Ein altes, verschrumpeltes, weisshaariges Mütterchen stützt die verarbeiteten, gichtknotigen Hände auf einen alten Regenschirm, den sie zum Gehen braucht, um ihren dünn gespaltenen Mund zuckt und bebzt es, als ob das arme Weiblein vor lauter Rührung weinen möchte. Der dicke Bauer neben diesem armen Mütterchen lacht etwas überlegen.

Einem alten Mann mit kleinem, ausgetrocknetem Gesicht ist seine Pfeife ausgegangen. Das faltige Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, starrt er auf die Bühne, der Gegenwart vollständig entrückt. Hier und dort bald verstoßenes Augenabwischen, bald ängstlichkurzes Atmen, kein Wunder bei den vielen Gemütsregungen, die das grausige Spiel bietet. Tiefes, seelenbefreiendes Aufatmen und stürmischer Beifall beim jedesmaligen Fallen des Vorhangs. Jacques Diebold, der wilde Ritter Kuno von Falkenstein, schwelgt sichtlich in hohem Künstlerstolz. Er hat einmal wieder Furore gemacht. Bei den lustigen Sprüngen und den Witzen des Komikers aber hallt der Saal von dem brüllenden Gelächter wi-

der. Auch der Direktor ist sehr befriedigt. Mit Genugtuung philosophiert er: hier ist noch echte, unverfälschte Liebe zur wahren Kunst, hier unter diesen einfachen Schollenmenschen.

Am Schluss der Vorstellung, die bis gegen elf Uhr dauert, gibt Jacques Diebold verschiedene Taschenspielerkünste zum besten, und die gläubige Kunstgemeinde des Dorfes reisst Mund und Ohren auf bei den rätselhaften, unbegreiflichen Dingen, die da vor sich gehen. Für den folgenden Abend kündigt der Direktor die rührende Geschichte der Genovefa an und bittet um geneigten Zuspruch.

Und wieder ist der grosse Saal vollbesetzt. Es ist zum Ersticken heiss, fast nicht zum Aushalten ist es, doch mit Glanz geht die Genovefa über die Bretter. Zwar hat die libellenhafte Frida im weisen, spitzenbesetzten Höschen und breiter roter Seidenschärpe nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem Sohn des Grafen Siegfried, aber das schadet ja auch nichts. Die kleine Frau spielt die Rolle der armen Genovefa so überaus rührend, dass das verhaltene Schluchzen gar nicht verstummen will.

Am dritten Abend werden die Vorstellungen beendet mit dem Leiden Christi. Welche unerhörte Sensation im Dorf! Da muss doch jeder wieder dabei sein. Der Schweizer stellt den Pilatus dar. Als er sich aber einmal erhebt und mit wichtigernstem Gesicht einige Schritte macht, können ein paar das Lachen nicht zurückhalten. «Da muss ich den Schulmeister einmal fragen, ob der Pilatus denn wirklich gehinkt hat», sagt einer halblaut. Der Direktor hat die Rolle des Erlösers,

seiner überschätzenden Meinung nach bleibt die Darstellung des furchtbaren Dramas auf Golgatha hinter den weltberühmten Oberammergauer Festspielen nicht allzuviel zurück.

Zum letztenmal hat sich der Vorhang gesenkt, und noch einmal erscheint der Direktor, um sich zu verabschieden. Mit tiefbewegter Stimme sagt er dem treuen Publikum innigsten Dank und ein herzliches Lebewohl. «Auf Wiedersehen in zwei Jahren.» Das sind seine wehmutverschleierten, letzten Worte.

«Ach,» sagt beim Hinausgehen eine alte Frau, indem sie sich über die Augen wischt, «der hat ja so schön gesprochen wie ein Pater in der letzten Mission in der Abschiedspredigt». Hinter der Bühne singen sie: «Weh' dass wir scheiden müssen...» Und bei diesen traurigen Klängen leert sich langsam der Saal.

Noch einen Tag verbringt die Theatergesellschaft im Dorf, dann rüsten die Wanderfrohen zur Weiterfahrt. Ueber Nacht ist das Wetter umgeschlagen, fauchend würgt der Sturm die Bäume, wie riesenhafte Gespensterschiffe segeln die Wolken in die Ferne. Die zwei Frauen und die Kinder sitzen geborgen in dem Wagen, während die anderen gehen. Der Wind verkriecht sich in des Direktors weitem, braunem Mantel, er spielt mit Jacques Diebolds zerzauster Künstlermähne und lässt die rote Lavallière des Schweizers lustig flattern.

Der Herbst breitet seine letzte Schönheit über Land. Noch einmal spendet die Sonne mit alter Kraft ihre Wärmestrahlen, als wollte sie den Menschen den Abschied recht schwer machen. Hin und wieder leuchtet ein vergessenes Aepfelchen zwischen den sommermüden Blättern hervor. Am Wegrand stehen blasse, kümmerliche Glockenblumen, und duftiger Thymian kriecht am Boden. Langsam fährt ein grüngestrichener Wohnwagen dem Dorf zu. Die beiden abgerackerten Schimmel lassen ihre Köpfe hängen. Ein grosser Mann geht müde nebenher, sein fadenscheiniger, dunkelbrauner Anzug schlottert um die fleischlosen Glieder. Um seinen Hals hat er nachlässig eine dunkle Binde gewunden, unter dem grauen Schlapphut blicken die hellblauen Augen auf das sonnige Bergland hinüber. Es ist in der Tat der Direktor Charles Arbogast, der einst so strahlende, lebensfrohe Mann. Der blasse Jacques Diebold ist sein

einzigster Gefährte. Alle seine Locken hat der arme Kerl geopfert, und seine hoffnungsseligen Jugendträume von Künstlerruhm und Ehre sind unbarmherzig zerflattert, aber er allein ist seinem Herrn treugeblieben, als die andern ihn verliessen und sich einem verpflichteten, der mehr als Arbogast zahlen konnte. Seitdem brachte der Direktor keine vollständige Truppe mehr zusammen, wo er hinkam, waren die Bauern nicht mehr so freigebig, die Einnahmen wurden immer spärlicher, Stück um Stück des in besseren Tagen angeschafften, gediegenen Hausrates musste verkauft werden, es galt, von dem Erlös das Leben zu fristen.

Wieder wie vor zwei Jahren hält der Wagen unter dem Nussbaum vor der Wirtschaft und ist im Nu von einer übermütigen Kinderschar umlagert. Die Dorfleute merken bald, dass es den Leuten nicht mehr gut geht. Es ist ja die Gesellschaft so klein geworden. Frau Charles Arbogast sitzt traurig da und schält Kartoffeln für das Nachtessen. Sie trägt keine kokette, rote Bluse mehr wie vor zwei Jahren, sondern ein ärmliches, schwarzes Kleid und darüber eine dunkle Reformschürze. Das Bübchen spielt neben der Mutter im Sand. Die Wirtsfrau fragt nach der kleinen Frida. Es folgt eine traurige Erzählung, von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen. Die kleine Frau erzählt, wie das Glück sich von ihnen gewendet und wie die jungen Leute sie, einer nach den andern, verlassen haben. Bald darauf sei dann Frida an Diphtheritis gestorben. In einem grossen Bitscherlanddorf war's. Da waren ein paar Kinder krank. Da Arbogast ohne alle Mittel war, wollte er in dem Dorf einige Vorstellungen geben. Am zweiten Tag wurde Frida krank, und nach wenigen Tagen mussten sie ihr Kind der fremden Erde übergeben und mit hoffnungsleerem Herz weiterziehen.

Die Dorfleute bezeugen ihre Teilnahme an dem Unglück der armen Theaterleute auf alle Art. Es werden Lebensmittel für Wochen herbeigeschleppt, und die drei Spielabende werden gut besucht, obwohl gegen früher nicht mehr viel geboten wird, wie sogar diese einfachen Dorfleute merken. Ein wenn auch noch schwacher Abglanz der früheren Sonnigkeit leuchtet in des Direktors Augen auf, als er die über sein Erwarten reiche Einnahme zählt. Für die nächste Zeit brauchen sie keine Not zu leiden. Am nächsten Tag ziehen sie weiter, wie es eben ihre Bestimmung ist.



Der Blumenwirt in Gefahr

Aus Schiltigheims Vergangenheit erzählt von Georg Meyer

Es war im Oktober 1711. Johannes Schott, der Vogt von Schiltigheim, hatte das Gericht zu einer ordentlichen Sitzung einberufen. Da noch kein Gemeindehaus vorhanden war, galt eine Stube in des Vogtes Haus, der Gastherberge «Zum Krebs» in der Hauptgasse bei der Schwemme, als Gerichtssaal. Nachdem sich des Dorfes Oberhaupt auf seinem Stuhle niedergelassen hatte, nahm der Gerichtsschreiber Johann Georg Debus, der Schulmeister, neben ihm seinen Platz. Es folgten dann Hans Schuler, der Bürgermeister von Schiltigheim, Klaus Dietrich, der Meyer vom alten Dinghof St. Thomas, als Bürgermeister von Adelshofen. Es war ein merkwürdiges, politisches Gebilde, dieses Schiltigheim-Adelshofen: Ein Schultheiss (Vogt) und ein Gericht, und in diesem Gericht zwei Bürgermeister, eine Kirche und eine Schule, doch zwei Gemarkungen. Das alte Adelshofen, ehemals eine selbständige Siedelung, hatte sich im Rahmen von Schiltigheim ein gewisses Mass von Selbstverwaltung zu erhalten gewusst, während das Ganze wieder eine selbständige Gemeinde bildete im Rahmen des alten Freistaates Strassburg. Dieses Verhältnis, mehr Gleichberechtigung als Unterordnung, hatte in den Führern der Gemeinwesen ein Selbstbewusstsein geweckt, das an Tagen wie heute besonders zum Ausdruck kam. Mit ernsten, würdevollen Mienen, im Festtagsgewand, wie es die Gerichtsordnung vorschrieb, nahmen die übrigen Mitglieder des Gerichts ihre Plätze ein: Der Umgelder (Einnehmer) Lorentz Rhin, Metzger, Hans Rhin, Jakob Beck, Hans Adolf Helmstetter, Lorentz Debus und Lorentz Rhin, der Blumenwirt. Mit Ausnahme von Helmstetter, dessen Ahne nach dem Dreissigjährigen Krieg aus Pfaffenhofen zugezogen war, gehörten sie alle mittelalterlichen Geschlechtern an, die schon Jahrhunderte hier beheimatet waren, besonders die Rhin, die an der mittelhochdeutschen Form ihres Namens festhielten und sich noch nicht Rhein, wie später und heute, nannten.

Eine ganze Reihe Angeklagter war in das Zimmer gerufen worden, darunter auch eine Anzahl Strassburger Ackergärtner von der Steinstrasse und dem Schirmecker Tor (Unterwagner). Einer unter ihnen fiel besonders auf; sein finsterner Blick blieb unabwendbar auf die Männer am Gerichtstisch gerichtet, besonders einem, dem Blumenwirt, galten seine drohenden Mienen. Auf das Geheiss des Vogtes erhob sich der Gerichtsschreiber, um aus dem Frevelbuch die Straftaten vorzulesen: Hans Peter Müller hat «In der Kapellen» (Name eines Gewannes) dreimal Besserung (Dünger) die Aecker hinaufgeführt. Ohne lange Erörterung hiess es: Strafe drei Schillinge.

Hans Zimmer hat im «Hengstweg» Lorentz Ehrhardt im Weizen umgekehrt und Schaden getan und alles, so weit er gefahren, verderbt. Diese Anklage datierte noch vom Frühjahr her. Damals hatte sich der Uebeltäter bereit erklärt, eine Vergütung zu leisten, wenn in der Ernte ein Schaden zu finden wäre. Da war freilich nicht mehr viel festzustellen gewesen, und der Angeklagte kam gut weg.

Des Wickers Mienen wurden noch finsterner, als der folgende Fall zur Verlesung kam: Herrn Dr. Feltzen Kutscher ist mit einem Wagen voll Rüben dem Bierwirt Michel Rhin über den Acker gefahren. Dr. Feltz war Dekan der Rechtsfakultät an der Strassburger Akademie, und man merkte den Herren im Gericht wohl an, dass ihnen ein solcher Fall sehr peinlich war. Doch waren sie sich ihrer Pflicht bewusst, vor dem Gericht kein Ansehen der Person gelten zu lassen. Obwohl der Schaden geringfügig war, wurde doch Dr. Feltz zu einer Strafe von zwei Schilling verurteilt. Friedrich Wicker grinste schadenfroh, dass auch der hochvermögende Herr Doktor nicht geschont wurde.

Der folgende Fall erregte die Aufmerksamkeit aller Zuhörer im Saale. Ulrich Kühne, der Sohn des ehemaligen Schulmeisters, wurde aufgerufen und ihm vorgeworfen, dass er sich hier aufhalte und der Gemeinde weder im Fronen noch sonst etwas gebe und beitrage. Wie bei Dr. Feltz versetzte auch dieser Fall die Herren im Gericht in Verlegenheit. Der Vater des Angeklagten war einst in Strassburg Notar gewesen und hatte bei der Besetzung der Stadt durch die Franzosen Amt und Stellung verloren. Die Schiltigheimer hatten ihn darauf als Schulmeister und Gerichtsschreiber angenommen. Mit Eifer und Erfolg hatte er dann Jahre lang in der Gemeinde gewirkt, und nun sollten seine ehemaligen Schüler seinen Sohn verurteilen, der mit ihnen aufgewachsen war und treu an seiner Heimatgemeinde hielt. Der Angeklagte gab vor, dass er hier nur zur Miete wohne und weder Feuer noch Licht halte. Nach längerer Beratung kam ein Vergleich zu stande, der beide Teile befriedigte. Kühne versprach, quartalsweise für sich und seine Frau sieben Gulden fünf Schillinge zu erlegen und einen Umgang um den andern fronen zu helfen. Die Strassburger Gärtner zeigten sich sehr unwillig. Sie hätten es lieber gesehen, wenn das Gericht ein Aufenthaltsverbot ausgesprochen hätte, denn dem ehemaligen Notar Kühne waren sie noch gram, weil er seinerzeit als juristisch gebildeter Mann es verstanden hatte, ein Ansinnen der Strassburger Ackergärtner zu nichte zu machen, die verlangt hatten, für ihren Anteil am



Elsässischer Bauer (17. Jahrh.)

Schiltigheimer Bann (über tausend Acker) einen eigenen Bannwart zu bestellen, um auf diese Weise den Anfang zu machen, sich der Schiltigheimer Gerichtsbarkeit zu entziehen. Hätte der damalige Notar und Schulmeister das nicht verhindert, so sässen sie heute nicht hier. Das war die Meinung der Städter, und Friedrich Wicker konnte sich nicht enthalten, darüber seinen Unwillen zum Ausdruck zu bringen, so dass er von Seiten des Vorsitzenden zurechtgewiesen werden musste.

Nach diesen ernsten Fällen kam es auch zu heiteren Auftritten, als der Gerichtsschreiber nun weiter las: Die Tochter des Webers Michel Rhin hat in der Frucht «Katzenwaddel» (Unkraut) ausgemacht und Schaden getan. Hans Michel Schladenhaufens Buben haben bei die 80 Stück Hämmel bei der Herrenstrasse (Brumather Strasse) in die Frucht laufen lassen. Hans Fleischmanns Schaf sind «Im Brühl» in die Rüben gegangen. Da weder in Strassburg, noch in Schiltigheim sich Juden aufhalten dürften, lag die Belieferung der Stadt mit Schlachtvieh hauptsächlich in den Händen der Schiltigheimer Metzger.

So ging es weiter, bis endlich die Strassburger Ackergärtner an die Reihe kamen: Samuel, des Klaus Brühlinger Tochtermann, hat in den «Kolbäckern» Rüben geholt und ist damit die Aecker

hinaufgefahren. Strafe zwei Schilling. Klaus Ungerer hatte sich im Mittelfeld desselben Vergehens schuldig gemacht. Andreas von Triembach hat im «Schlittweg» beim Ausfahren Bohnen verschleift.

Die Geduld des Friedrich Wicker war auf eine harte Probe gestellt worden. Nun kam auch er an die Reihe: Friedrich Wicker hat «Auswendig der Nesselheck» die Abwand zugeschleift. Das war schon allerhand. Der Vogt begann das Verhör. Es nützte den Wicker nichts, dass er sich zu entschuldigen und seine Tat zu beschönigen begann. Lorentz Rhin, der Blumenwirt, hatte im Verein mit dem Bannwart eine Ortsbesichtigung vorgenommen und den Tatbestand festgelegt. Der Fürsprecher wollte es dabei bewenden lassen, dass der Angeklagte den Schaden vergüte. Lorentz Rhin dagegen machte geltend, dass die Gärtner an der Steinstrasse gar zu oft sich herausnehmen, die Feldpolizeiordnung zu übertreten. Eine Geldstrafe wäre neben der Schadenvergütung auch zur Warnung für andere sehr wohl am Platze. So erkannte das Gericht auf eine Busse von drei Schilling. «Der kommt noch gut weg!» So bemerkten einige. Der Verurteilte aber war nicht der Meinung. In heftiger Erregung zog er seinen Beutel und warf dem Umgelder die Geldstücke hin. Der Geschworenen strenge Augen waren auf ihn gerichtet. «So wirft man einem Hund die Brocken hin!» bemerkte der Blumenwirt in seiner raschen Weise. Der Sprecher begegnete einem Zornesblick, der bedeutete: «Wenn du mir allein gegenüber ständest, würde ich dich sofort zusammenhauen!» «Was ich heute nicht kann, das zahl ich dir ein andermal heim!» So murmelte der Bestrafte zwischen den verbissenen Zähnen, den Umstehenden unverständlich. Nur der darauffolgende Fluch wurde im Saale gehört, doch weiter nicht beachtet, da man solche Grobheiten an dem Wicker gewohnt war.

Wochen vergingen, und kein Mensch dachte mehr an diese Gerichtsszene. Der Winter ging vorbei und die Osterwoche vorüber, und auch der Blumenwirt hatte vergessen, dass der Steinsträssler Gärtner ihm Rache geschworen. Es war auch so, dass Denken, Hoffen und Handeln der Bewohner unserer Heimat von den damaligen «Kriegsläuffen» fast ganz in Anspruch genommen wurden. Im Jahre 1702 hatte das Elend begonnen, als die französische Armee in unserm Grenzgebiet ihren Aufmarsch vollzog, um über den Rhein zu gehen. Der Zucht ihrer Regimenter entlaufene Soldaten hausten gar übel draussen im Lande. Geschlagene Heere kehrten zurück und vermehrten das Unheil. Der Feind hatte einen Teil des Landes besetzt. Es waren nahezu 100 Jahre verflossen, dass der verderblichste aller Kriege auf unserm Boden wie kaum anderswo sein Zerstörungswerk trieb. Frankreich war am Ende seiner Kräfte und gewillt, Friedensverhandlungen einzuleiten. So begann das Jahr 1712 mit einem glückverheissenden Ausblick.

Es war am 12. Mai, als der Blumenwirt Lorentz Rhin vor seinem Hause stand oben beim Schlössel, wo man einen wunderbaren Rundblick genoss auf das unten am Hügel liegende Gelände vor der Stadt und auf diese selbst. Ahnungslos vertiefte sich der Beschauer in dieses Bild, als Friedrich Wicker den Weg vom Steintor her geritten kam. Er schwankte bedenklich im Sattel und wollte am Blumenwirt vorbei den Pfad, das Stiegel genannt, hinabreiten ins Dorf. Lorentz Rhin griff in die Zügel und redete den Gärtner recht unwirsch an: «Weisst du nicht, dass dieser Weg hier für Reiter verboten ist?» Dieser erhob die Reitpeitsche, um auf die Hand zu schlagen, mit der der Blumenwirt die Zügel hielt, traf jedoch nicht, sondern rutschte auf die andere Seite aus dem Sattel, so dass er sich auf dem Boden zusammensuchen musste.

In dem Augenblick kam ein Partisan, ein Parteigänger, die Gasse herauf. Das Kriegsglück begann sich für die Franzosen wieder zum Bessern zu wenden, und trotz der begonnenen Friedensverhandlungen setzten sie die Kriegsunternehmungen fort, so dass ihren Regimentern auch wieder Söldner zuliefen. Dieser Partisan nun, der heute den Stadtweg herauf kam, hatte schwer geladen, das konnte man ihm auf den ersten Blick ansehen. Er passte wohl zu dem betrunkenen Wicker, darum redete ihn dieser auch gleich an und deutete auf den Blumenwirt, der immer noch sein Pferd hielt: «Das ist ein frecher Bauer da. Er hat mir das Pferd genommen und wird auch dir die Flinte nehmen, wenn du ihm nicht zuvor kommst. An deiner Stelle würde ich den Menschen sofort totschiessen.» Das erregte den Zorn des an Gewalttaten gewöhnten Menschen gewaltig. Als wäre der Wicker für ihn ein neuer Kriegsherr, dem er unbedingt gehorchen müsste, nahm er sein Gewehr, zog den Hahn auf und machte sich schussbereit.

Es war der Tag, an dem die Wahl der Hirten und Bannwarte stattfinden sollte und zwar im Schlössel. Das war früher eine Burg gewesen, von den Lichtenbergern erbaut zum Schutze ihres Geleites von Rothenkirchen (Helenenfriedhof) nach dem Spitzen Stein im Bitscher Waldgebiet. Später war es an einen Zweig der Völsch und Wurmser gekommen und zuletzt an die Flach, die es 1676 auf Geheiss des Rates zu Strassburg niederreißen mussten, damit nicht der Feind, die Franzosen, die damals noch dafür angesehen wurden, von hier aus in die Stadt schauen konnte. Aus dem zerbrochenen Mauerwerk wurde ein steinern Wohnhaus erbaut, das 1712 eine Bierwirtschaft war, natürlich im Besitze eines Rhin. Die Rhin zählten 1570 sieben Familien unter 77 in Schiltigheim-Adelshofen und waren bis 1700 auf fünfzehn angewachsen, ein Beweis für die Lebenskraft solcher alten elsässischen Bauern- und Handwerkergeschlechter, die trotz Krieg und Pest sich immer wieder neu ergänzten. Also beim Bierwirt Rhin sollte heute die



Elsässische Bäuerin (17. Jahrh.)

Wahl stattfinden; es waren darum schon Männer unterwegs, die den Streit am Stiegel beobachteten. Es kam ihnen zum Bewusstsein, in welcher Gefahr der Blumenwirt schwebte. Es war noch in aller Erinnerung, wie vor Jahren ein Soldat in eben solch betrunkenem Zustand durch die Hauptgasse von Adelshofen her ging, nachdem er vorher aus der «Gastherberg zum Pflug» hinausgeworfen worden war. Es war ein Welscher gewesen, der zu toben begonnen hatte, weil man nicht verstanden hatte, was er wollte. In seiner Wut schoss er blindlings in einen Hof hinein, wo ein sechsjähriger Knabe beim Spielen sass, Hans, das Söhnchen von Hans Ruhlmann und Gertrud, geborener Leonhardt, seiner Ehefrau. Als Leiche war das Kind in die Stube getragen worden, wo sein achtjähriger Bruder krank im Bett lag. Der war so von Schreck erfaßt worden, dass er drei Tage darauf auch seinen Geist aufgab. Es war ein Franzose gewesen, der damals wie ein gewissenloser Verbrecher handelte. Heute war es der Sprache nach ein Mensch aus irgend einem deutschen Gau. Doch war von ihm deshalb Besseres zu erwarten? Durfte heute von einem zuchtlosen Kriegsmann, dem jegliches menschliche Mitgefühl abhanden gekommen war, ähnliches Unheil über eine Schiltigheimer Familie gebracht werden? Nein!



Strassburger Frauentracht (17. Jahrh.)

Andreas Rhin, des Schlüsselwirts Sohn, hatte unter dem Tor gestanden, als der Streit vor seinem Hause ausgebrochen war. Er war ein jugendlich tapferer Mann, sprang rasch hinzu und riss dem Partisan die Muskete aus der Hand, just in dem Augenblick, als der Schuss losging. Die Kugel piff durch das Geäst der Bäume im Garten der Wirttschaft «Zur Krone» und schlug unten in der Gastherberg «Zum roten Ochsen» die Butzenscheiben eines Fensters der Oberstube ein. Klirrend fielen die Glasscherben auf die Strasse. Wickers Pferd war so erschrocken, dass es sich wild aufbäumte und der Blumenwirt es nicht mehr halten konnte. Im Galopp raste es zurück zur Stadt.

Ausser den genannten Gasthäusern waren in dieser Gasse noch die Herbergen «Zum grünen Baum» und «Zum schwarzen Adler», so dass fast kein Haus ohne Wirtsschild war. Der damalige Verkehr vom Lande her und die Nähe der Stadt ermöglichten es, dass viele Schiltigheimer Bürger vom Gastwirtsgewerbe leben konnten, und gutes Bier bereiteten die einheimischen Brauer schon von lange her. Darum sassen in den Herbergen immer Gäste. Die kamen alle beim Ausbruch des Tumultes auf die Strasse geeilt. Es entstand ein Laufen und Rennen zum Schlössel hinauf. Ein

Kreis von Freunden und Fremden umstand den Blumenwirt, der ihnen den Vorgang mit lebhaften Gesten erzählte. Drohende Fäuste standen dem Wicker unter dem Kinn. Sein Rausch begann zu schwinden, seine Besinnung kehrte zurück, und sein Gewissen erwachte. Er fing an zu begreifen, was für ein Unheil er anzurichten im Begriffe stand, für andere und für sich. Im Tumult hatte kaum jemand bemerkt, wie am Ausgang des Hagenauer Pfades ein Mädchen gestanden und alles mit verängstigten Mienen beobachtet hatte. Zuletzt nickte es dem Andreas Rhin zu.

Während sich der Hauptmissetäter beruhigte und seine Fassung wieder erlangte, tobte der Partisan weiter. Stricke wurden herbei gebracht, ihn zu fesseln, und bald sass er wohlverwahrt im Strafhäusel unten am Lindenplatz beim Schulhaus. Friedrich Wicker aber erhob keinen Widerspruch, als Gerichtsschreiber Debus ihn zum Eintragen in das Frevelbuch notierte. Inzwischen wuchs die Menge immer mehr an und nahm gegen den Strassburger Gärtner eine drohende Haltung ein. Um weiteres Unheil zu verhüten, nahmen ihn einige Männer an die Hand und führten ihn dahin zurück, wohin eben sein Pferd entlaufen war, das die Wache am Tor eingefangen hatte.

Die Aufregung im Dorf zog immer weitere Kreise. Gruppenweise standen die Männer reichend auf der Strasse, und die Frauen erzählten einander die Begebenheiten auf ihre Weise. Eine Anzahl Mädchen kamen unter der alten Linde bei der Schwemme zusammen, wo sonst bei Festlichkeiten die Paare sich im Tanze drehten, und besprachen recht lebhaft die Heldentat des jungen Andreas Rhin. Eine stand abseits und schwieg. Doch röteten sich ihre Wangen, so oft der Name des Helden genannt wurde.

Der Gerichtsbote ging durch die Gassen von einer Gruppe zur andern, die Bürger an ihre Pflicht zu gemahnen. Die angesetzte Wahl der Hirten und Bannwarte hatte sowieso schon eine unliebsame Verzögerung erfahren. Sehr rasch war die Sache erledigt. Die meisten Stimmen fielen auf Lorentz Schott, der zum Kuh- und Schweinehirten ausgerufen wurde. Als Lohn wurde ausgemacht 24 Viertel Getreide (ein Viertel zu Sechs Sester), halb Weizen und halb Roggen. Unten an Schiltigheim-Adelshofen zog sich die Gemeindeweide hin von der Aar an die Ill entlang bis hinaus an den Englischen Hof. Ausser den genannten Gemeinden hatten noch teil Bischheim, Hönheim, Suffelweyersheim und Reichstett. Für alle diese Orte war die Weide, auch das Ried genannt, der Rest eines uralten, gemeinsamen Siedlungsgebietes. Zu Bannwarten wurden ernannt Lorentz Beck und Martin Klein für Schiltigheim und Hans Wilhelm Meyer für Adelshofen. Schiltigheim selbst war vom frühen Mittelalter her aus mehreren kleinen Siedlungen zusammengewachsen, darum war die Gemarkung



Photo Jap

Altstrassburger Wirtshausschild „Wo der Fuchs den Enten predigt

sehr umfangreich und reichte bis vor die Tore der Stadt, wo die Ackergärtner ihr Anwesen hatten.

Die Bauern haben es von jeher verstanden, das Einerlei des Dorflebens recht freude- und poesievoll zu gestalten. So durfte auch heute der Imbiss nicht fehlen, der «Bannwartenimbs», wobei man von Jahr zu Jahr in eine andere Wirtschaft zog. Auch heute war man nicht gesonnen, sich die Festfreude stören zu lassen. Was noch zu beraten war, konnte bei Tische wohl geschehen, ja man hatte die Erfahrung gemacht, dass gerade bei Braten und Wein immer die besten Entschlüsse gefasst wurden. So ging es auch heute bei Michel Rhin im Schlüssel.

Nachdem Hunger und Durst in der Hauptsache gestillt waren, begann die Beratung, wie am besten mit dem eingesperrten Partisan zu verfahren sei. Johann Schott, der Vogt, hatte sich in den schweren Kriegsläufen der vergangenen Jahre als Führer der Gemeinde bewährt, wie überhaupt über Schil-

tigheim stets ein gütiges Geschick waltete, dass es in Notzeiten immer tapfere Männer besass. Im ganzen Gericht folgte man mit grosser Aufmerksamkeit den Ausführungen des Vogtes, als er zu reden begann: «Liebe Mitbürger! Was wir selbst erlebt und was unsere Väter erdulden mussten, das muss uns zu der grössten Vorsicht mahnen. Aus den Ereignissen der vergangenen Tage will ich nur einiges erwähnen. Im Jahre 1647 brach im Heere Turennes eine grosse Meuterei aus. Während der Marschall in Rastatt mit den Widerspenstigen verhandelte, lagen seine Regimenter im Quartier in der Wanzenu, in Sufflenheim, Lampertheim, Bischheim und Schiltigheim. Die Reiter streiften bis in die «Matt», dem Gewann am Steintor, wo sie den Gärtnern ihre Anlagen plünderten. Die Bevölkerung der Stadt und unseres Ortes war so gereizt, dass zwei Gardesoldaten in der «Matt» erschossen wurden, also auf Schiltigheimer Boden. Zur Strafe

wurde der Ort geplündert. Und so ging es weiter. Im Juli 1678 waren wieder alle Leute geflohen, und was wir im gegenwärtigen Krieg haben erdulden müssen, das steht noch zu lebhaft vor unsern Augen. Damit wir in keine Schwierigkeiten kommen, schlage ich vor, den eingeschperren Partisan zu holen, ihm eine reichliche Erfrischung zu reichen, was sicherlich sein Gemüt beruhigen wird. Es sind ja diese Menschen, die nie eine Heimat und ein Vaterland kennen wie wir, recht bedauernswerte Geschöpfe, von den Gewaltigen dieser Welt für ihre verderblichen Zwecke missbraucht. Das Beste wird sein, ihm die Freiheit zurückzugeben unter der Bedingung, dass er Schiltigheim sofort verlässt.»

Der Blumenwirt, immer zu raschem Handeln bereit, ergänzte diese Worte: «Ja, und dann schieben wir ihn ab nach Strassburg. Die dort drin wissen besser als wir, wie man mit derlei Leuten umgeht.»

«Jawohl, mit diesem Vorschlag bin ich vollständig einverstanden», sagte der Vogt bestätigend. Und so geschah es. Der arme Soldat, der im Uebrigen recht zerlumpt aussah, war selber froh, dass die Sache für ihn einen so guten Ausgang nahm. Schon lange nicht mehr hatte es ihm so gemundet und er sich so satt essen können wie an diesem Maientag beim Bannwartenimbs in Schiltigheim. Wein hatte er auch bekommen, doch nur so viel, dass er bei Verstand blieb. Glückverheissend stand die Sonne im Abendrot, als er am Steintor anlangte und dort der Wache übergeben wurde.

Es war eine milde Maiennacht, die auf diesen bösen Tag folgte. Der Nachtwächter rief die letzte Stunde aus, und stille war's in allen Winkeln des Dorfes. Oben in der Münchherrengasse, wo einst Mönche ein Haus bewohnten, lag ein heimlicher Garten, wo vom Felde her gespensterhaft die Eulen streiften und kleine Vögelein im Gebüsch leise zwitscherten wie im Traum. Eine Frauengestalt bewegte sich zwischen frisch angelegten Beeten und richtete die Augen zum leuchtenden Sternenhimmel empor, lauschte auch hin und wieder am Gartentor. Der rauschende Schritt einer marschierenden Truppe, Wagengerassel und Kommandorufe drangen von ferne herüber.

«Brigitta !»

Leise schlug der Ton an der Lauscherin Ohr. Es war Andreas, der junge Schlösselwirt, der bald darauf sein Mädchen in den Armen hielt.

«Du hast dich meinethwegen geängstigt heute, meine Teure !»

«Ja, das Herz drohte mir stillzustehen, als ich dich auf den Partisan losfahren sah. Es kam mir vor, als wäre einer der Drachen lebendig geworden, wie sie Dr. Feltz da unten am Niedern Schlüssel in Stein gehauen vor sein Tor hat stellen lassen.»

«So graute dir wohl vor mir ?»

«Nein, das nicht. Du hast durch dein tapferes Verhalten den Blumenwirt ausser Gefahr gebracht und damit ein grosses Leid von einer uns befreundeten Familie abgewendet. Der Ruhm dieser Tat wird dich dein ganzes Leben hindurch begleiten, ja, er wird dauern bis über das Grab hinaus.» Sie lehnte sich an ihn und strich ihm sanft über Haar und Wangen, worauf er das Gespräch fortsetzte: «Ich wäre ja deiner nicht wert, wenn ich anders gehandelt hätte. Ein Schiltigheimer Mädchen hat noch immer jeden Feigling verachtet.» Ein süsser Kuss auf die Lippen war die Bestätigung seiner Worte.

«Einen Kuss auf den Mund, den liebe ich vor allen, denn der Mund kann wieder küssen.» So meinte er und gab dem Mädchen den Kuss zurück. Noch lange verweilten die beiden in traulichem Zwiegespräch. Schwer und dumpf tönten vom Münster her elf Glockenschläge. Da war auch für die Liebenden die Schlummerstunde gekommen.

Am andern Morgen ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Lorentz Rhin empfing von allen Seiten herzliche Glückwünsche zu seiner Errettung. Und was Brigitta Rosenstiehl vorhergesagt, das traf ein. Ueberall wurde ihrem Bräutigam das Lob gesungen. Friedrich Wicker, der Gärtner an der Steinstrasse, liess sich von seiner Frau, seinen Freunden und seinem eigenen Gewissen beraten. Als er bald darauf wieder vor dem Schiltigheimer Gericht stand und sich wegen des Vorfalles mit dem Partisan verantworten musste, bezahlte er willig seine Strafe von sechs Schilling wegen öffentlicher Ruhestörung und Widersetzlichkeit gegen eine Amtsperson, wie sie der Blumenwirt war. Damit bekundete er vor aller Oeffentlichkeit, dass er den ernstesten Willen hatte, von dieser Stunde an ein anderer Mensch zu werden.

Bald zog sich das Kriegswetter über den Rhein nach Deutschland. Im Jahr 1714 kam auch der Heimat der Friede wieder, und Zucht, Ordnung und Wohlstand machten das Elsass wieder zu der blühenden Landschaft, die es zu Anfang des 17. Jahrhunderts war, ehe der verderbliche Krieg begann, der so viele friedliche Bürger in Gefahr des Leibes und des Lebens brachte, wie am 12. Mai 1712 den Blumenwirt Lorentz Rhin in Schiltigheim.



Büchertisch

Zum 25jährigen Jubiläum des «Neuen Elsässer Kalenders». — *Neuer Elsässer Kalender*. Illustriertes Haus- und Heimatbuch für das katholische Volk 1936. 25. Jahrgang. Alsativerlag Mülhausen, 194 S. — 4 Frs.

Wer kennt nicht im Elsass und sogar weit in Lothringen drin den «Neuen Elsässer Kalender»? Wem ist nicht schon irgendwo das prächtige Titelblatt des Kalenders aus der Künstlerhand René Kuders aufgefallen? Nun klopft der Kalendermann neuerdings an unsere Stube und bringt sich für das kommende Jahr in empfehlende Erinnerung. Er hätte eigentlich nicht notwendig gehabt, denn seine Vergangenheit spricht laut für ihn und ist ihm die zugkräftigste Empfehlung. Mit dem Jahre 1936 nämlich kann der «Neue Elsässer Kalender» sein silbernes Jubiläum feiern, und mit Genugtuung auf ein fünfundzwanzigjähriges Wirken zurückblicken.

25 Jahre Kalenderarbeit! Unter diesem Titel leitet der jetzige Herausgeber Dr. Joseph Lefftz die Jubiläumsausgabe ein und hält an dem Meilensteine dieser fünf- undzwanzig Kalenderjahre etwas Rast zur Rückschau und Ausschau. Mit Stolz und Genugtuung kann der Kalendermann in die Vergangenheit zurückblicken, denn der Kalender ist in all den vergangenen Jahren für Tausende und Abertausende, für Arbeiter und Bauern, für Bürger und Gelehrte ein jedes Jahr mit neuer Freude erwartetes Haus- und Heimatbuch geworden. Herr Abbé A. Kessler, jetzt Pfarrer in Brunstatt bei Mülhausen, hat ihn im Jahre 1911 geschaffen, «um seine Landsleute für Gott und das teure Heimatland zu begeistern». Das Wagnis glückte ihm; er hatte mit seinem Kalender ins Schwarze getroffen. Mit Hilfe eines erlesenen Mitarbeiterstabes leistete er nun von Jahr zu Jahr gediegene, erzieherische und volksbildende Arbeit, die ihm trotz mannigfacher Versuche kein anderer Kalender nachmachen konnte. Da wurde ihm vor drei Jahren die Arbeitslast zu gross und er sah sich gezwungen, die Schriftleitung des Kalenders in andere Hände zu legen. Dieser Wechsel hat jedoch dem Kalender keinen Abbruch getan. In Dr. J. Lefftz, dem landauf landab gar wohlbekanntesten Elsassforscher und Volkskundler, hat Pfarrer Kessler den richtigen Nachfolger gefunden. Wohl kaum ein anderer ist dem Temperamente, dem Geiste, den volkskundlichen Kenntnissen nach so mit der elsässischen Erde und der elsässischen Volksseele verbunden wie er! Das beweisen die drei letzten Jahrgänge, das beweist allein schon der Jubiläumskalender 1936. Jeder Leser kann sich davon überzeugen!

Und solltest du, der du diese Zeilen liest, den Kalender noch nicht oder wenig kennen, so verweile keinen Augenblick und blättere mit mir darin herum und lasse dir die Fülle und Schönheit, die Sachlichkeit und Gediegenheit dieses Haus- und Heimatbuches zeigen. Ich spreche dir von dessen Fülle und Schönheit und meine damit die überreiche Fülle des gebotenen Lesestoffes und die vortreffliche Bebilderung. Da ist eine Reihe von lustigen und traurigen Erzählungen aus der Heimat, die so ganz volkstümlichem Empfinden entsprechen, da sind allerlei Sagen und Märchen, an denen unsere Heimat so reich ist. Da wird uns von «Heiligen, Kirchen und Klöstern» erzählt, vom Strasburger Münster, von der Stephanskirche und der hl. Attala, vom Theobaldsdom in Thann. Wie bei den Erzählungen, Sagen und Märchen

lässt der Kalendermann unsern Blick das ganze Land von Weisenburg bis zum Sundgau umspannen und in den Einzeldarstellungen die sinnige, volkliche Verbundenheit des Ganzen spüren. In dieser überlegten, scheinbar so einfachen und doch so mühereichen Stoffanordnung liegt die Kunst unseres Kalendermannes, und wir wüssten niemanden, der dies besser verstände und besser machte. So lässt uns auch noch der vielseitige Kalendermann in mancherlei Aufsätzen Blicke in die Heimatgeschichte tun und lässt tüchtige Mitarbeiter in anschaulicher und lehrreicher Form von alten elsässischen Sitten und Bräuchen plaudern. Und zum Plaudern im Volke gehört ein urwüchsiges Lachen, denn in der Rubrik «Elsässisches Lachen», in den lustigen und schnurrigen Dorfgeschichten, im «Schneiderspott» usw. reichlich Rechnung getragen wird.

Doch wir haben dir schon zuviel von all dem ver-raten, was der neue Kalender bringt. Ja, eine Fülle des Lehrreichen und Kurzweiligen, in sachlicher und gediegener Darstellung, begleitet von schönen, künstlerischen Bildern und Photographien, erwartet dich und wird dich zu fesseln wissen, ob du Ungelehrter oder Studierter bist. Dem Herausgeber stehen sachkundige Mitarbeiter zur Seite, deren Namen im Elsass guten Klang haben; wir nennen nur einige: L. Pfleger, A. Pfleger, A. Andres, Claus Wickram, Paul Stintzi, K. L. Henner, Dr. Trarbach, Madeleine Meyer, Therese Münch u. a.

Wenn nun aber auch eine fünfundzwanzigjährige Kalenderarbeit dem Kalender einen festen, volkstümlichen Boden geschaffen und einen nicht nachzuahmenden volkhafte Einschlag gegeben hat, so will der neue Herausgeber doch, dass er noch volkstümlicher und volksverbundener werde. «Unser Kalender soll mehr und mehr ein Schatzkästlein elsässischen Erbgutes und heimatlicher Gemütskräfte werden, das liebe Hausbuch, das allen Freude und Erholung, Belehrung und Erbauung zu spenden vermag in guten und bösen Stunden». Möge mit dem Jubeljahr 1936 der Wunsch des Herausgebers beginnen in Erfüllung zu gehen und der «Neue Elsässer Kalender» in der Zukunft mehr noch als bisher das unentbehrliche Haus- und Heimatbuch des Elsässers werden. Doch auch schon jetzt danken viele Ungenannte dem neuen Herausgeber für den frischen Antrieb, den er dem Kalender gegeben, der ihn dem Volke so nahe bringt. Die Zukunft aber wird ihm einst noch heisser danken.

P. P.

Elsass-Lothringer Neuer Heimat-Kalender auf das Jahr 1936. Herausgegeben von Fritz Spieser. Erschienen im Selbstverlag Hünenburg, Post Neuweiler bei Zabern. Preis nur 12 Frs.

Dieser neue Heimatkalender mit gediegen und geschmackvoll bebilderten Abreissblättern will «einen erlesenen Kreis von Freunden finden, in dem die Anregungen zu immer neuem Schauen und denkendem Erwandern unseres schönen Landes gern entgegengenommen werden». Der Bildschmuck besteht aus künstlerischen Landschaftsaufnahmen, meist vom Herausgeber beigesteuert, und aus zahlreichen Wiedergaben alter Stiche und Lithographien. Jedes Wochenblatt enthält ein elsässisches Sprichwort und ein gut gewähltes Gedicht oder Zitat aus dem heimatlichen Schrifttum, ferner Ratschläge für Lesestunden, «auf dass unsere Tage nicht

dahingehen ohne den Glanz und das Leuchten geistigen Lebens». Nach Inhalt und Ausstattung ist das Ganze ein wertvoller, heimatlieber Jahrbuch, den der Leser und Beschauer, wenn er ein warmes Herz hat für seines Volkes Land und Geschichte, Eigenart und Schicksale, nicht ohne stille Bewunderung, innige Freude, berechtigten Stolz und herzlichen Dank sich zu eigen machen wird.

Annuaire de la Société historique, littéraire et scientifique du Club vosgien. — Nouvelle Série, Vol. IV (1936). — Jahrbuch des Vogesen-Clubs.

Das neue Jahrbuch enthält wieder eine stattliche Reihe wertvoller heimatkundlicher Beiträge. An die 70 Seiten umfasst die umfassende, gründlich und klar gearbeitete Studie «La Cité des Tribouques» von E. Linkenheld, die zum Besten gehört, was wir über unsere ältere Geschichte besitzen. In vielen Einzelheiten fällt neues und helleres Licht auf die Siedlungsgeschichte dieser germanischen Völkerschaft, die sich unter Ariovist im Unterelsass ansiedelte und nach dessen Besiegung dort unter römischer Oberhoheit verblieb. Erstaunlich ist die Fülle gelehrten Wissens, die der Verfasser in den Anmerkungen ausgebreitet hat. Konservator Robert Forrer setzt die im vorigen Jahrbuch begonnenen aufschlussreichen Ausführungen über die Geschichte der Strassburger Museen fort und berichtet über die Anfänge elsässischer Volkskunde, die zur Gründung des «Elsässischen Museums» führten, ferner über die Entstehung des Münster- oder Frauenhaus-Museums, über das Knauth'sche Museumprojekt von 1903, über das Forrer-Riff'sche Projekt eines historischen Museums, über die Strassburger Museen während des Weltkrieges, über das Museumsprojekt des Palais du Rhin von 1919 und zuletzt vom Internationalismus und Regionalismus der Strassburger Museen. Bibliothekar Fr. Ritter handelt kenntnisreich über die Strassburger Drucke des Nicodemus Frischlin. Es folgen Beiträge von Prof. F. Ed. Schneegans (Sur un «Vieil jüge» d'Alsace au XVII^e siècle), von Aug. Herrmann (L'Alsace, ses limites et ses divisions territoriales depuis 1789 — Elsässische Dichter und Künstler: Adolphe und Albert Mathis, F. Bastian, Ch. Eckert), von Emile Walter (Miscellanées botaniques — Les jardins alpins des Vosges et le jardin botanique du Col de Saverne) und von J. Knecht (Geschichtliches über das verschwundene Dorf Willer bei Tagolsheim. Eine Chronik und ein Rechenschaftsbericht beschliessen das reichhaltige und vielseitige Jahrbuch.

Geographische Bilder Lust von Elsass, worin die vornehmsten Städte desselben wie auch einige angrenzende in Kupfer vorgestellt und solchen eine kurze Erläuterung und Beschreibung beygefüget. Nebst einer vorgesetzten kurzen historischen Nachricht von Johann Hieronymus Lochner. Conr. Seb. Nürnberg, bey Christoph Riegels seel. Wittib unter der Vesten 1752. [Faksimile-Druck Heitz & Co., Strassburg 1935. Preis 30 frs.]

Für Bücherliebhaber und Alsatica-Sammler ist dieser entzückende Faksimiledruck eine kostbare Gabe. Vorrede und Bildbeschreibung umfassen 20 Druckseiten, dann folgt die «geographische Bilder Lust von Elsass», eine Reihe von 26 alten Stichen mit Ansichten aus dem Elsass, und dem benachbarten Breisgau: Benfeld, Bergheim, Breisach, Colmar, Hl. Kreuz, Dachstein, Dagsburg

(2 Ansichten), Dambach, Ensisheim, Fleckenstein, Freiburg, Gemar, Hagenau, Heitersheim, Hobbarr, Landau, Landskron, Lichtenberg, Molsheim, Münster, Neuenburg, Rappoltweiler, Schlettstadt, Strassburg, Villingen. Mit dieser Nachbildung des sehr seltenen Originaldrucks hat der Verlag Heitz einen guten Griff getan.

Theobald Walter, Das Sulzmattertal. Aus dem Nachlass gesichtet und herausgegeben von Paul Stintzi. Colmar, Alsatia-Verlag 1935. Preis 15 frs.

Der verstorbene Historiker Th. Walter spricht in diesem Werke ein letztes Mal zu uns, gewinnend und lebendig wie immer. Dem Sulzmattertal, das er so oft durchwandert hat, hat er seit Jahren sein Interesse zugewandt. Gründliche und vielseitige archivalische Studien zeitigten reiche Frucht. Das vorliegende Werk vereinigt nicht weniger als 17 Abhandlungen über das Sulzmattertal, von denen einige früher schon anderweitig erschienen sind: Westhalten — Die Orschweierer Leutkirche auf dem Bollenberg — Die alten Schlösser in Orschweier — Am Langenstein im Schäferthal — Die Edlen von Sulzmatt und Burg Blumenstein — Die Edlen von Jestetten im Sulzmattertal — Der Rathsamhauser Dinghof und Schloss Breitenberg — Schloss Zillhausen und die Wagenburg — Von kleinen Lehen und Lehensträgern im Sulzmattertal — Das Sulzmatter Gotteshaus zu St. Sebastian — Der Kirchhof von Sulzmatt — Romanische Kirchenbauten im Sulzmattertal — Der Sauerbrunnen von Sulzmatt — Schwarzenhann — Silbererzwerke im Sulzmattertal — Gottessegen im St. Geörgental.

Paul Stintzi, Die Kirchen des Gebweilertales. Ein Führer durch ihre Geschichte und Kunst. Colmar, Alsatia-Verlag 1935. Preis 3 Frs.

Die gut illustrierte Broschüre will den Vogesenfreunden, die das schöne Gebweilertal besuchen, ein Führer durch die Architektur, Skulptur und Malerei der prächtigen kirchlichen Bauwerke sein, an denen das Blumental so reich ist. Stintzi hat geschickt in treffender Kürze die Denkmäler von Sulz, Gebweiler, Bühl, Murbach, Schweighausen und Lautenbach erläutert.

Gustav Wethly, Friedrich Hebbel der Dramatiker. Einzelbetrachtungen. Strassburg 1935. [= Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft. Reihe C, Bd. 5. — Selbstverlag der Gesellschaft.]

Die vorliegende Monographie beruht auf jahrelanger, tief eindringendem Hebbelstudium, dessen ausgereifte Erkenntnisse und Ergebnisse der Verfasser uns hier vorlegt. Wethly kennt den Menschen und Dramatiker Hebbel durch und durch. Scharfsichtig erfasst er mit seinem kritischen Auge die künstlerischen Schwächen und Fehlgriffe Hebbels, die aus seiner Persönlichkeit und seinem Leben heraus verständlich werden, er weiss aber auch unvoreingenommen die ragende Grösse und künstlerische Reife seiner Meisterdramen zu werten. Behandelt werden zunächst Hebbels Frühwerke Judith, Genoveva, Maria Magdalena, dann die reifen Spätwerke Herodes und Marianne, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, die Nibelungentrilogie und Michel Angelo. Die Lektüre dieses Buches ist für Literaturfreunde ein wahrer Genuss. Wethly ist nicht nur ein trefflicher Kenner und Kritiker, er ist auch ein Meister sprachlich-künstlerischer Darstellung.

Dr. L.

**Unsere diesjährige
Weihnachts- und Neujahrsprämie
an die Leser unserer Zeitung**

„Das ANTLITZ des christlichen ROM“

Ein prächtiges Werk Grossformat, reich illustriert, 350 Bilder in Tiefdruck. Text von Georges GOYAU, de l'Acad. Franç., und von H. CHÉRAMY, Prof. der kirch. Archäologie. Vorrede von S. E. Cardinal Cerretti.

Nachfolgend die 7 Hauptteile dieses einzigdastehenden Werkes:

1. Die Katakomben.
2. Der Triumph der Kirche: Die Basiliken.
3. Die Renaissance: Die Kunst im Dienste der Kirche.
4. Rom während der drei letzten Jahrhunderte: Der Gipfel des Welt-Apostolates.
5. Das Haupt der Christenheit: Der Papst.
6. Die Einwirkung der Römischen Kirche auf die Christenheit.
7. Papsttum und Jenseits: Dogmatische Begriffsbestimmungen, Ablässe. Heiligsprechungen.

Das Geschenk an unsere Leser besteht nur darin, dass wir untenstehenden Gutschein an Zahlungs-
statt annehmen bei jeder Bestellung auf eines der Exemplare sodass das ganze Werk zu den
angegebenen **Vorzugspreisen** abgegeben werden kann.

Also nur für unsere Leser:

	Bisheriger Ladenpreis	Unser Gutschein in Abzug	Bleibt Vorzugs- preis von
Das Werk, 7-teilig, in einer Mappe	280,—	224,—	56,—
Das Werk, 7 Bände in <u>einem</u> Leinenband . . .	350,—	280,50	69,50
Das Werk, 7 Einzelbände in Leinen	400,—	320,—	80,—
Das Werk, 7 Bände in <u>einem</u> Ganzlederband .	450,—	330,—	120,—

(Auf Wunsch können Zahlungserleichterungen gewährt werden. — Für freie Zustellung des Werkes werden 2,50 frs. erhoben)

PRÄMIEN-GUTSCHEIN

beim Kauf von **einem** Exemplar «Das Antlitz des Christlichen Rom»
(Ausschneiden und mit Bestellung mitgeben — Nicht Zutreffendes streichen)

- BON über 224 frs. beim Kauf vom 7-teil. Mappenexemplar**
- BON über 280,50 frs. beim Kauf vom Exemplar in 1-Ganzleinenband**
- BON über 320 frs. beim Kauf vom Exemplar in 7 Leinenbänden**
- BON über 330 frs. beim Kauf vom Exemplar in 1-Ganzlederband**

Bestellungen sind zu richten: An die Expedition des Blattes oder an eine der Union-Buchhandlungen.

Name: _____

Genau Adresse: _____

Neuigkeiten vom Büchermarkt

(Alle deutschen Bücher sind im Ausland (Schweiz ausgenommen) mit 25% Ermässigung beziehbar)

Aus dem Verlag Herder Freiburg i. Br. :

Benedikt Momme Nissen, Kultur der Seele. Priester, Denker, Künstler in Kirche und Volk. 200 Seiten mit 7 Tafeln, in Leinen MR. 3.80.

Sieben Aufsätze über mächtige Gestalten aus der inneren Geschichte des Abendlandes (Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Thomas a Kempis, Dürer, Rembrandt, Goethe, Langbehn). Lebensvoller und besser als in abstrakten Ueberlegungen wird da gezeigt, was innere Kultur ist und welche Wege voranführen zum Aufrichten der Seele auf ihren Schöpfer hin.

Fr. Grüniger, Der Ehrfürchtige. Anton Bruckners Leben dem Volk erzählt. 162 Seiten mit 8 Bildertafeln. In Leinen MR. 2.80.

Der Zweck dieses Volksbuches ist: den Leser miterleben zu lassen, wie die in Gott fest verankerte Seele des weltberühmten Musikers durch vielerlei bescheidene Freuden, durch Entsayungen und Enttäuschungen von Werk zu Werk wuchs, wie er sein eingeborenes Genie durch Liebe und Demut und Ehrfurcht vor allem Erhabenen zur Reife und zur Vollendung führte. Ein Buch für jeden Musikfreund — aber auch fürs Volk!

A. Stonner, Heilige der deutschen Frühzeit. Bd. 2. Aus der Zeit der salischen und staufischen Kaiser. 270 Seiten mit 9 Tafeln. In Leinen MR. 5.40.

Stonner hat aus den besten Quellen die Lebensgeschichten der Heiligen neu und gegenwärtsverbunden gestaltet. Die ältesten und zuverlässigsten Quellen sind auch für diesen 2. Band ausgeschöpft und oft erstmalig aus dem Lateinischen übersetzt worden. Gewissenhaft ist überall auf die moderne Forschung berücksichtigt worden. Die Heiligen erstehen vor uns in ihrer warmen Menschlichkeit, schlicht und wuchtig, innerlich - gemühtief, wie eben jeder war. Wie lebensvoll tritt uns da z. B. die Gestalt des hl. Elsässerpapstes Leos IX. entgegen! Dieser grosse Reformpapst ist in diesem Werke zu Ehren gebracht und wird dem Volk und der Jugend leuchtend vor Augen gerückt.

J. Prestel, Deutsche Literaturkunde. 212 Seiten in Leinen MR. 3.80.

Hier wird die deutsche Literatur als Ausdruck der im Volk wirkenden und geschichtlich erwachsenen Kräfte gewertet und so in ihrem wesentlichen Gehalt erschlossen. Zugleich wird nachdrucksvoll der wahrhaft christliche Anteil an der Entwicklung des deutschen schöngeistigen Schrifttums zur Geltung gebracht. Ein nützliches, neuartiges und reizvoll geschriebenes Lehrbuch für Studierende und auch zum Zweck der Selbsteinführung aller Literaturfreunde.

K. Günther, Freiburger Naturbüchlein. Mit vielen Bildern, 120 Seiten. MR. 2.20.

Unter diesem bescheidenen Titel hat der Freiburger Universitätsprofessor das tausendfältige Leben der Schwarzwaldlandschaft mit dem Isteiner Klotz, Kaiserstuhl, Hegau und Bodensee meisterhaft erschlossen. Das treffliche Büchlein ist auch in seiner Sprache aller trockenen Fachwissenschaftlichkeit entratet und strahlt überall den Glanz und die Wärme der Dinge aus. Es wird jedem Wanderer zwischen Bodensee und Vogesen etwas und Vielen Neues geben.

A. Gabele, Mittsommer - Erzählungen. 280 Seiten in Leinen MR. 3.60.

Elf Geschichten umfasst dieses Buch, ernst und heiter, aber immer das Leserherz fröhlich machend, sei es durch echten, tragikomischen Humor oder sei es durch die versöhnende Ausbreitung des grossen allgemeinen Lebens um ein Einzelschicksal. Gabele besitzt eine starke Beobachtungsgabe und weiss die Handlung spannend zu führen. Der Stil greift Gelehrten und Ungelehrten ans Herz.

Hausbuch neuen deutschen Humors. Herausgegeben von Martin Rockenbach. Mit vielen Zeichnungen, 380 Seiten in Leinen MR. 6.20.

Dieses Hausbuch ist eine unerschöpfliche Fundgrube für alle jene, die für den Familienkreis oder für die Tafelrunde oder auch für einen noch grösseren Rahmen vom bloss zündenden Witz bis zur ausgeführten launigen Kurzgeschichte Material suchen. Alle wirklich herzensfreudigen Erzähler im heutigen Deutschland haben in diesem Buche zusammengearbeitet. Sehr viel Volkskunst ist in dieser Sammlung heiterer Klein-

kunst geborgen: Anekdoten, Volkswitz, Erlebnisse, kautzig und witzig, auch Kalenderschnurren. Neben dem Humorliebhaber und dem Vorleser wird auch der Volkserzieher gerne und mit grossem Nutzen zu diesem Buche greifen, wenn es gilt, im Radio oder an Vereinsabenden für gute Unterhaltung zu sorgen.

M. Dürr, Die Wundernacht von Peterwardein. 140 Seiten in Leinen MR. 2.60.

Drei Soldaten aus der Armee des Prinzen Eugen sind nach der Schlacht von Peterwardein 1716 in die Hände der Türken gefallen. Sie wissen, dass die hereinbrechende Nacht wahrscheinlich die letzte sein wird und erzählen einander zum Trost alte Legenden und Geschichten. Ein gutes Volksbuch, in dem alte vergessene schöne Wundergeschichten wieder in die Literatur eingeführt werden.

Der grosse Herder ist nun vollständig erschienen: 12 Bände reich illustriert und ein Wirtschafts atlas. Das gesamte Werk, eine Meisterleistung deutscher Wissenschaft und Buchkunst, entspricht in seiner vortrefflichen Anlage und Ausführung allen Anforderungen, die gebildete und gelehrte, aber auch einfachere Leser an ein derartiges, alles umfassendes Bildungs- und Orientierungsmittel stellen können. Es gibt keine Frage auf dem religiösen, politischen, sozialen, wissenschaftlichen und Kunstgebiet, worauf der «Grosse Herder» die Antwort schuldig bleibt. Dieses modernste, unerreicht dastehende Grosslexikon ist unter sehr günstigen Zahlungsbedingungen auch in der gegenwärtigen Notzeit beziehbar.

Aus dem Verlag „Ars sacra“ (J. Müller) in München:

Bilderbüchlein für Kinder von J. Bohatta-Morpurgo (MR. 1.10).

Besuch beim lieben Jesulein, 8 farbige Bilder und handgeschriebene Verselein. Das feine Büchlein bringt die Kleinen auf einzigartige Weise in innigste Beziehung zum Christkind, spielend wächst da das kindliche Sinnen und Schauen in ein tiefes religiöses Innenleben hinein.

Das brave Bienlein, 8 farbige Bilder und handgeschriebene Verselein. Ein herziges Büchlein voll Schalk und Humor, aber auch voll liebenswürdiger Weisheit und liebevollen Hineinversenkens in die Geheimnisse der Natur.

Mein Gärtlein, 12 farbige Bilder mit handgeschriebene Verselein (MR. 1.30)

Ein reizvolles Büchlein. Wort und Bild zeugen von zartem Erfühlen des Charakters der kleinen Blumen, sie belehren und erziehen auf zwanglose und unaufdringliche Art.

Geschenkbücher für besinnliche, religiöse Menschen:

P. Lippert S. J., Der Mensch Job redet mit Gott. 304 Seiten Text, in Halbleder gb. MR. 5.80.

Es ist ein überwältigendes Buch: Job als weltanschauliches Problem! Man spürt, dieser Job steckt wirklich auch in uns, alle diese Fragen haben uns auch schon umlagert, bestürmt, gequält in dunklen Nächten. Alle diese Fragen, das Glück und das Klagen, das Weinen und das Jubeln, das Leiden und die Bitterkeit von uns allen erörtert und durchleuchtet Lippert als Gelehrter und Seelsorger in diesem einzigartigen Seelenbuch mit viel Wärme und aus starker Aufschauungskraft heraus. Die sprachliche Formung kann sich mit dem Allerbesten der deutschen Prosa messen.

O. Karrer, Die Gotteskindschaft. 128 Seiten Text und 10 Tiefdruckbilder. In Leinen Mk. 2,80.

Ein Buch für unsere Zeit, für alle, die an innerer Zersplitterung leiden. Das klargestriebene Buch führt mit überzeugungstiefen Worten die Grundwahrheit des Christentums, die «Frohbotschaft der Gnade, der Gotteskindschaft» zu Gemüte und löst jegliche Erstarrung im Religiösen, indem es die Religion der Freiheit und Freude, die ewige «Frohbotschaft» Gottes an die Menschen verkündet.

L. Hertling S. J., Der Himmel. 144 Seiten Text und 1 Tiefbild. Mk. 4.— in Leinen.

Das anregend geschriebene Buch gibt durch die Vergegenwärtigung der grossen Glaubensverheissungen unserem irdischen Leben mehr «Kraft und Freude» entsprechend unserer

geistigen Würde. Seine Stärke ist die ruhige, solide aus Hl. Schrift und Kirchenlehre schöpfende Belehrung.

J. Wildlöcher O. M. Cap., Unterwegs zu Gott. 192 Seiten Text und 13 Tiefdruckbilder. In Leinen Mk. 3,80.

Da spricht ein edler Mensch zur modernen Seele, aber auch ein Priester, der Macht hat über das Gotteswort und ein Künstler, der die deutsche Sprache wunderbar meistert. Das ist ein Buch, das vom Heiland und seiner Güte erzählt, ein Buch echt serafischer Freude, das viel Freude machen wird.

Marga Müller, Das Schiff des Heiligen Geistes. Ein Lebensbuch für Firmlinge und Gefirmte. 240 Seiten Text und 7 farbige Vollbilder. In Leinen Mk. 3.—

Dem Firmling wird in diesem entzückenden Büchlein in trefflicher Weise durch Christi Wort und das seiner Apostel der Firmunterricht zuteil, dem Gefirmten aber Einkehr und Erneuerung der Firmgnade für das ganze Leben.

H. J. Stenart S. J., Das innere Leben mit Christus. 128 Seiten Text und 8 Tiefdruckbilder. In Leinen Mk. 2,15.

Eine meisterliche Schrift von einem einzigartigen Kenner der menschlichen Seelentiefen, klar und tieferschürfend sind hier die Probleme Gnade, Verdienst, Vergebung, Belohnung, Gotteskindschaft, Dreifaltigkeit, Gebet aufgedeckt, wie sie jedem Gottsucher einmal auf der Seele brennen.

Neuerscheinungen des Beyer-Verlag, Leipzig

Grundlehre der Schneiderei: aus der Reihe «Beyer-Grundbücher häuslichen Wissens». Preis Mk. 3,85.

Ein Lehrbuch für die Anfängerin, ein Nachschlagwerk bei schwierigen Arbeiten für Erwachsene. 280 Bilder, viele Zeichnungen und ein klarer, knapper Text unterrichten über die Entwicklung der Mode und über die Art, wie Schnittform und Farbe mit Rücksicht auf die Figur zu wählen sind, sie vermitteln eine kleine Textilkunde, die unentbehrliche Stoffwarenkennntnis und lehren die Anwendung und Aenderung der Schnittmuster, ferner alle Feinheiten der Arbeit mit Nadel und Faden, sowie richtiges Bügeln. Ein ausgezeichnete Leitfadens, der sich zu Geschenkzwecken vorzüglich eignet.

Beyers Modeführer, Herbst-Winter 1935/36. Bd. 1 Damenkleidung, auch in französischer Ausgabe unter dem Titel «La Mode Universelle» erhältlich zum Preis von Mk. 1,50.

Wieder etwa 250 Modelle der neuen Mode, zumeist in bunter Darstellung: Glanzpunkte nicht nur in Schnittform, sondern auch durch die geschmackvolle Wiedergabe. Ein unentbehrliches Anschauungs- und Vorlagematerial für die Fachschneiderin und ein zuverlässiger Ratgeber für die modisch anspruchsvolle Frau.

Beyerband 340: Festagskuchen und Bäckereien. Mk. 1.—. Eine treffliche Anleitung zum richtigen Backen, für Blech- und Rührkuchen, Mürbteigtorten, Mandelgebäck, Waffeln, zierliches Kleingebäck, Honigkuchen zu Weihnachten, Obstkuchen u. a. m.

Beyerband 343: Zum Tee und nach dem Abendbrot. Mk. 1. Erprobte Rezepte für Kleinigkeiten, Brötchen, Sandwichs, Kleingebäck, Salzmandeln, für Erfrischungsgetränke, Fruchtspesen, Crèmes, pikante Torten, richtige Teebereitung und Bowlen.

Beyerband 341: Kalt — aber fein. Mk. 1.—. Kalte Gerichte und Platten, vielfältig und verlockend, ohne grosse Kosten, ohne grosse Arbeit! Rezepte zu Salaten, Saucen, Sülzen, Käseplatten, Rohkosttellern und für andere Kleinigkeiten. Etwas Feines für Gäste und den eigenen Abendbrottisch.

Beyerband 323: Kleine Knaben und Mädchen in Wolle. Mk. 1,20. — Für Festtag, Sport und Alltag reizende Kleidchen, Anzüge, Sportgarnituren, Spiel und Schlafanzüge u. a. m. Alles ist gestrickt und gehäkelt. Arbeitsproben und Schnitte zu sämtlichen Modellen auf einem beiliegenden Bogen.

Beyerband 263: Wie man Gardinen näht und aufmacht. Mk. 1,20. Eine ebenso gründliche wie reichhaltige und geschmackvolle Darstellung alles dessen, was man wissen und tun muss, um seine Wohnung mit Gardinen reizvoll und praktisch auszustatten. Viele mehrfarbige und andere Illustrationen erläutern den Text.

Deutsche Frauen-Zeitung. Häuslicher Ratgeber. 21. Sondernummer. Preis 0,40 Mk. Die vom Beyer-Verlag herausgegebene Zeitschrift bringt ab und zu prächtig ausgestattete und inhaltlich wertvolle Sondernummern heraus. Die vorliegende Nummer behandelt unter dem Gesamttitel «Rolf und Reni wollen heiraten» alles, was in den heutigen schweren Zeiten mit der Gründung eines Haushaltes und schönen Heimes zusammenhängt und gibt treffliche Ratschläge.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terrasse für Sociétés. Erstklassige el-sässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prop. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach